

Arnold Hagenauer

Gottfrieds Sommer

aus dem Tagebuch eines Romantischen



Nach der Ausgabe:
Arnold Hagenauer
Gottfrieds Sommer


Georg Müller Verlag, München und Leipzig, 1906

Transkription von Christine Weber

ngiyaw eBooks unterliegen den Urheber- (außer für die Teile, die public domain sind) und Lizenzrechten.

Dieses ebook (pdf) darf weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2017 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks. 
Földvári u. 18, H - 5093 Vezensy
ngiyaw@gmail.com - <http://ngiyaw-ebooks.org>

Erstellt mit Microsoft Word
Gesetzt aus der Gentium Book Basic.

Arnold Hagenauer Gottfrieds Sommer

Im Mai.

Kommt ein Vöglein geflogen,
setzt sich nieder auf mein Fuß —

Vor dem Haustore singen Kinder.

Ich stehe am Fenster und blicke gegen Westen.
Hinter mir tickt die Wanduhr gleichförmig ihre
Tagesausgabe herunter. Die Sonne versinkt hin-
ter einer roten Wolkenwand. Mit ihr alle meine
Wünsche. In meiner Seele wird es ruhig und klar
und alle meine Sehnsüchte verstummen.

Sogar durch die matten Scheiben des Gang-
fensters zittert heute die warme Sonne und lockt
hinaus — und lockt — und lockt. Hinaus, dorthin,
wo die Häuser nicht mehr so dicht nebeneinan-
der stehen und wo auf den noch unerbauten Plät-
zen der Löwenzahn einen dichten Rasen bildet.
Ich wandle durch viele Straßen bis zu einem
freien Platze hin, der sich hinter Fabriken und
Arbeiterhäusern ausdehnt. Grau ist der Boden,
nur spärliche Gräser, verkümmert und ärmlich,

strecken ihre zarten Glieder dem späten Frühling entgegen. Es ist ein trauriges Bild.

Dort, wo der hohe Fabriksschlot emporragt, dehnt sich ein kleiner Weiher, von filzigem Grün übersponnen. Unter der moosigen Decke regt sich tausendfältiges Leben, und die gute Sonne küßt auch diesen kleinen, sumpfigen Fleck. Sie spiegelt sich wie ein strahlendes Auge in dem ärmlichen, blinden Spiegel, wie sie sich in dem klaren Bergsee spiegelt, den ein smaragdener Rahmen umfaßt. In den hundert Fenstern des langgedehnten Gebäudes, hinter dessen Mauern so viele ein karges Brot murrend verdienen, glänzt hell ihr freundlicher Scheidegruß. Arme, zerlumpte Kinder, denen sie die nackten Beine wärmt, werfen kleine Steinchen in das faulige Wasser. Glucksend sinken sie unter. Unruhig zittern die Wellenringe im scheidenden Lichte der Sonne. Friedliche Wehmut füllt meine Brust. Langsam kehre ich heim. Der Lenzwind wühlt mir im freien Haar. Leb wohl, du mein stiller Frühlingswallfahrtsort!

Zu Hause angelangt finde ich auf meinem Tische eine Aufmerksamkeit meiner Hausfrau. Einen Strauß frischer Maiglöckchen. Ich beuge mein Antlitz über die weißen Blumen und atme ihren Duft ein. Ich sinne und dichte und sauge

Sonnenglanz und Waldesluft aus ihren Kelchen. Auf einem weißen Elch reite ich durch den Märchenwald. Lauter Maiglöckchen stehen rechts und links, hoch wie die Tannen, mit Blüten groß wie die Kirchenglocken. Gigantische Rosenkäfer wiegen sich auf ihren Aesten. Seltsame Vögel mit buntem Gefieder schwirren durch die Blumenriesen. Schuhlange Eidechsen schlüpfen am Boden hin. Der Mond scheint über die Hügel, und die Elfen tanzen. Titania küßt Zetteln. Unter Rosenlauben fließen Quellen in alabasterne Schalen.

Auf meinem Tisch steht nur ein einziger, kleiner Strauß. Aber ich weiß doch, wie schön es in den Märchen zugeht, und bin den lieben Blüten dankbar dafür.

Ich könnte heute in mein Tagebuch schreiben, daß ich den und jenen Bekannten auf der Ringstraße begegnet oder auch, daß ich mir ein Dutzend Taschentücher gekauft habe mit feinen Mustern und Säumchen. Da ich aber nur ein Bummeler und sonst weiter gar nichts bin, haben nur meine Bummeleien und sonst schlechterdings nichts für mich Bedeutung, und ich buche sie gewissenhaft wie ein rechtschaffener Kaufmann.

Ich habe in Wien fast keine Verwandten. Nur eine einzige Base, die schon seit zehn Jahren verheiratet ist. Manchmal komme ich nun zu ihr auf Besuch, immer an einem Mittwoch. Meine Base hat ein Töchterchen von sechs Jahren. Die hat auch schon ihren »Jour«, just immer an einem Mittwoch. Da kommen dann die kleinen Mädchen der Frau Landgerichtsrat, die mit meiner Base zur selben Zeit im Pensionat war, mit ihrer Gouvernante, einer steifen, korrekten, unendlich langweiligen Miß. Das eine Mädchen ist fünf, das andere sechs, das dritte sieben Jahre alt; das eine blond, das andere braun, das dritte schwarz. Wir sitzen alle um einen runden Tisch herum, plaudern, trinken Kaffee und verspeisen dazu goldgelben, süßen Kuchen mit rötlichen Rosinen. Die Kleinen erzählen mir von Sultan, dem großen, schwarzen Neufundländer, der sich immer so würdevoll gebärdet, und von Jolly, dem grünen Papagei, und von ihrer so schönen und klugen Mama, die so gut zu ihnen ist und der sie sehr zusetan sind. Wenn die große Uhr im Speisezimmer sechs schlägt, erhebe ich mich, reiche meiner Base die Hand, tippe der vorlauten Ella auf ihr Stumpfnäschen und streiche den drei Mädchen der Reihe nach durch ihr blondes, braunes und schwarzes Haar. Dann küsse ich die Kinder auf

ihren Mund, eins nach dem andern, die Kinder jener Frau, die ich einst so geliebt und nun schon seit Jahren nicht mehr gesehen habe.

Ich besitze ein altes Buch, das in Pergament gebunden und mit zierlichen, schmiedeeisernen Ecken geschmückt ist. Sein Rücken trägt ein ovales Schild, auf dem ein nackter Knabe mit einer Sichel in der Hand unter einem Fruchtbaum dargestellt ist; neben ihm ein Hund, der wachsam in die Ferne zu spähen scheint. Weiß Gott, was für bedruckte oder beschriebene Blätter dieser Dekkel einmal umschloß. Zuletzt war es graues, holziges Papier, und auf demselben standen die Einnahmen und Ausgaben eines kleinen Herrschaftssitzes in Oberkärnten mit säuberlicher Schrift gewissenhaft verzeichnet. Ich habe die Blätter herausnehmen und sie durch geschöpftes Japan ersetzen lassen. Nur die ersten Seiten, auf denen der unbekannte Schreiber jedes Kännchen Meßwein, die Hostien, die Wachslichter und das Oel für die Ampel vor dem Hochaltar in der Schloßkapelle verbucht hat, sind geblieben. Heute benütze ich die Seiten als eine Art Tagebuch, schreibe Gedichte, kleine Erlebnisse, allerhand Bemerkungen und Einfälle hinein und blättere oft darin in müßigen Stunden.

Ich liebe besonders zwei Gedichte, wenn ich sie so benennen darf, Stimmungen, in einer Art von freien Rhythmen wiedergegeben, wie sie oft diejenigen anwenden, bei denen das musikalische Gefühl zu wenig entwickelt ist, um ihre Gedanken in der architektonischen Form stilgerechter Verse zu einem kunstvollen Gebäude aufzurichten, die aber als Dilettanten einerseits zu harmlos, andererseits zu liebenswürdig und bescheiden sind, um einen lächerlichen oder anmaßenden Sport mit einer Kunst zu betreiben, die, subjektiv wie keine andere, jedem dienstbar wird, der sich seinem Selbst auf wenige Augenblicke rein und ohne sich etwas vorspiegeln zu wollen, hinzugeben vermag. Das erste dieser Gedichte schrieb ich, als ich meine alten, mir durch die Jahre liebgewordenen Räume hatte verlassen müssen, altmodisch tapezierte Zimmer mit Stuckplafonds, deren goldene Zierleisten verblaßt oder abgesprungen waren, und die im Erdgeschoß eines einstigen Landhauses eingerichtet waren, das inmitten eines großen Gartens mit uralten Bäumen stand, in einem Bezirke Wiens, in dem noch im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts wohlhabende Bürgerfamilien den Sommer zu verleben pflegten. Ach, die Bäume sind heute umgehauen, das alte Landhaus mit

den vier Säulen an der Vorderseite, das wie ein Tempelchen aus der hellenischen Biedermeierzeit des Philemon und der Baucis anmutete, haben slowakische Arbeiter mit Krampen und Spitzhauen niedgerissen, neue Straßen, neue Häuser sind entstanden, und wo einst verträumt und wie aus einer andern Welt die Geräusche der Straße unter blühenden Linden gleich einem verirrtten Bienenschwarm summten, lärmen heute die tausend Stimmen der großen Stadt.

Die erste Nacht, die erste, in meinem neuen Hause, kalt und düster, und sturmdurchtost und wild.

An meine Fensterladen klopft manch kahler Ast mit rindigen Fingern: Tu auf, tu auf und laß die Nacht herein, auch sie will Obdach bei den Menschen haben.

Ich starre düster in der Lampe Flamme: Bleib, wo du bist, ich brauch' dich nicht, umspinne die Bäume draußen und das müde Feld, das einen ganzen Sommer Frucht getragen, verkriech dich in des Waldes tiefste Ecken, oder schlürfe die trüben Lichter der großen Stadt und lagere dich breit und faul in ihre Gassen, bis dich der helle Morgen mit einem Fußtritt weckt. Hier ist es düster genug, die kleine Flamme brennt so rot.

An meine Fenster schlagen mit borkigen Händen die alten Aeste: Tu auf, tu auf, die alte Mutter will hinein, sie sitzt am Tore draußen, bettelnd. Ihr ist kalt. Mach auf, mach auf, sie will sich nur an deinem Herzen wärmen.

Mein Herz ist kalt und tot. Hier ist's so einsam. Ich fürchte mich. Aus allen Winkeln kriecht Erinnerung hervor und flüstert. Und alles ist so fremd, so ungewohnt. Ihr müßt hier heimisch werden, altbekannte, zähe Begleiter. Drum kommt ihr herbei und seht euch alles an, mein Bett, an dessen schmalen Rand ihr sitzen werdet, ganze, lange Nächte, die Uhr, die ihre Zeiger schleppend dreht und müde tickt als wie ein morsches Herz in morschgewordener, halberstorbener Hülle, den Ofen, dessen Gitter noch schwach erglüht vom letzten Feuerschein der schon zusammengesunkenen Glut. So geht ihr leise, langsam, unhörbar durch den stillen Raum und seht euch alles an. Die Lampe brennt so rot.

Vor meinem Fenster raunt die Nacht, die alte Mutter, die alte Geheimniskrämerin. Es kracht im mürben Holz und rieselt in den Mauern und in den Gängen hallt's wie ferne, dumpfe Schritte. Die erste Nacht im neuen Haus. So werden die andern alle, alle sein und ich werde hier niemals herzhaft lachen können.

Und ich habe wirklich lange Zeit nur gelächelt und ein richtiges Lachen habe ich fast verlernt. Nicht, daß ich ewig den Kopf hängen ließe, nicht, daß ich über nebelhafte Dinge trauerte, nein, mir mangelt nur eine echte Fröhlichkeit wie sie die Bauernburschen kennen mögen, wenn sie ihre Dirnen im Tanze drehen, die Hüte schwenken, mit den Füßen strampfen und aus voller Brust laut juchzen. Ich bin zu viel Träumer und will ich mich aufraffen, so bin ich doch nur ein halber Nachtwandler, der sich seine Glieder blutig stößt. Und habe ich einen Freund ins Herz geschlossen, so stört vielleicht gerade meine Stille seine Kreise, und ich bin ihm unbequem und lästig, etwa wie ein scheues Tier, das in seinem Käfig lautlos zusammengekauert dasitzt, das niemand sieht, dessen bloßes Dasein aber stört, bis man es verschenkt oder verstößt. Ich treibe eine verderbliche, seltsame Magie mit meinem Leben und dieses zweite Gedicht, das ich so gerne wieder und immer wieder lese, klingt mir zuweilen wie eine Beschwörungsformel:

Manchmal lass' ich meine Zaubergärten wachsen
Tief aus meines Herzens Grunde,
Bunte Gärten,
Duft'ge Gärten.

Zwischen himmelhohen Palmen,
Zwischen schlanken, ernsten Zedern,
Zwischen dunkeln Lorbeerbüschen
Wachsen Rosen,
Blutigrote, leichenblasse,
Ganze Haine.

Breitgeästete Platanen
Schatten über bunte Wiesen.
Neben Apfelbaum und Rebe
Wächst die trauernde Zypresse,
Und an seltsam blauen Teichen
Sprießen irisfarbne Blumen,
Auf den türkisfarbnen Wassern
Träumt gleich einem Kinderantlitz
Bleich und stumm
Die Wasserrose.

Unter allen Eschenkronen
Funkeln schwarze, gift'ge Augen —
Belladonna.

Auf den breiten, weißen Wegen,
Auf den engverschlungenen Pfaden,
Durch die sonnenüberglänzten,
Blumenduftdurchtränkten Auen,
Durch die nächtig-dunklen Haine
Wandeln stumm drei ernste Frauen,
Gegenwart, Vergangnes, Zukunft.
Ewig wechselnd scheint die eine

Stets im Nebel zu zerfließen,
Zittert wie ein Bild im Wasser,
Wächst und dehnt sich,
Schrumpft und schwindet
Und trägt einmal Königskronen,
Einmal wieder Narrenkappen,
Einmal Purpur und Soutane,
Einmal freche Dirnenkleider.
Bunt erstrahlt das Kleid der andern,
Neben schwarzen Trauerflören
Farb'ger Flitter, bunter Tand,
Und ihr unergründlich Antlitz
Ist halb das von einem Kinde,
Halb das einer welken Greisin,
Halb noch jung und frisch von Farbe,
Halb schon runzlig und verwittert.
Ewig gleich doch ist die dritte,
Groß und schlank, in dunkle Schleier
Tiefverhüllt,
Mit edlen Schritten
Und das Antlitz gegen Aufgang
Schreitet sie gleich wie zum Siege
Oder wie zum Heldentode.
Also schreiten Priesterinnen.
Rings am Wege aber blühen
Tausend große Sonnenblumen,
Und auf ihre üpp'gen Haare,

Krönungshaare, Königshaare
Streuen ur-uralte Linden
Junggebornen Blütenschnee.
Also oft in kühlen Nächten,
Wenn von allen Bäumen Tropfen
Rieselnd, glucksend niedertauen,
Wenn am Himmel tausend Sterne,
Und ich müd' im Bette liege,
Halb im Schlaf schon und in Träumen,
Halb noch denkend, grübelnd, wachend,
Laß ich alle Quellen springen
Tief aus meines Herzens Grunde,
Lasse meine Gärten wachsen.

Die Mitte des Juni ist überschritten. Vor den kleinen Gastwirtschaften in den Vorstädten stehen improvisierte Gärtlein, staubige Efeuwände und weiß oder rosa blühende Oleander in grüngefärbten Holzkübeln. Mir ist gar nichts zugestoßen, was Anspruch erheben könnte, auf japanischem Büttenpapier aufgezeichnet zu werden. Doch — eines scheint mir einer Erwähnung wert. Als ich neulich meinen Bücherschrank nach einer alten, mit wertvollen Kupfern gezierten Ausgabe des Rabelais durchstöberte, stieß ich auf ein schlichtes Büchlein in blauem Leineneinband, eine Gedichtesammlung der Friederike Kempner,

jener harmlosen Dilettantin, an der der Philisterwitz zweier Generationen sein Mütchen kühlte. Lächelnd blätterte ich darin. Gewiß, es ist läppisch, wenn jemand schreibt: In die Wüste will ich laufen — Wo die 40 Palmen stehn — Wo die Dromedare saufen —, aber noch lächerlicher sind die, die mit ihren Bierwitzen und ihren Gassenjungenulken jenen kindischen Versen zu einem gewissen Weltrufe verhalfen. Den Stumpfsinn haben die guten, stets zum Spott bereiten Mastbürger nicht übersehen, aber ich wette eins zu hundert, daß keiner von diesen Witzbolden sich an ein paar schlichte Worte dieser Frau erinnert, die eine grundgütige Seele ihr eigen nannte. Mir bewegte eine aufrichtige Rührung das Herz, als ich las: In den Augen meines Hundes — Liegt mein ganzes Glück — All mein Innres, Krankes, Wundes — Heilt in seinem Blick. Hätte ein Klassiker diese Zeilen geschrieben — und er hätte sie ganz gut schreiben können — wie würden die Germanisten in allen Mittelschulen ihn als Tierfreund preisen. Ich wette, in goldenen Lettern stünde dieser Vers über dem Tor der Hundeklinik im Tierspital.

Ich habe heute einen Brief aus Paris erhalten, der voll überschwenglicher Lobsprüche auf die

Weltausstellung ist und diese Riesentorheit die größte Tat des Jahrhunderts nennt. Was für eine Albernheit, wo man sich noch streitet, ob das Jahrhundert schon begonnen hat, oder ob wir es erst am 31. Dezember beenden werden. Was können wir von den Uebertriebenheiten und den Massenstörungen wissen, die uns die nächsten 100 Jahre — meinetwegen seien es auch nur 99 — bescheeren werden. Es ist wirklich schon zu bunt, ich kann keine Zeitung mehr lesen, Paris, Paris und nichts anderes als Paris. Wenn ich die Neue Freie Presse in die Hand nehme, so gibts ein Feuilleton über die Ausstellung oder gar einen Leitartikel — Gott sei Dank beanspruchen die Wiren in China jetzt die politischen Spalten— hinter dem lokalen Teil und hinter den Telegrammen aus dem Auslande einen Spezialartikel über Plastiken oder Herrenwäsche auf der Grande exposition universelle und schließlich im Ekonomisten nationalökonomische Betrachtungen über die Ausstellung. Und so ist es in allen Blättern und so ist es in Wien und Berlin, in München und Köln, von Paris selbst nicht zu reden.

Ich beginne unendlich nervös zu werden; wenn ich diese Dinge lese, so höre ich ein Summen und Brausen wie in einem Bienenstock, und die Luft um mich wird drückend heiß und stickig. Ich

muß dann das Zeitungsblatt aus der Hand legen und an die frische Luft gehen. Aber wo finde ich in Wien reine und erfrischende Luft? Gewiß, ich bin krank, nervös und überreizt, ich schlafe entweder gar nicht oder unruhig und habe wirre und seltsame Träume. Die große Stadt ist nicht heilsam für mich, ich will einen stillen Erdenwinkel aufsuchen, eine kleine Stadt mit Mauern und Türmen und bauchigen Erkern an den Häusern, eine Stadt, die bei Tage zu träumen und bei Nacht zu schlafen scheint, oder ein einsames Schloß, an das sich schaurige Sagen knüpfen, ein Schloß mit einer Zugbrücke, die langsam und knarrend niedergeht und über einen Wassergaben führt, in dem Seerosen, Schilf und Sumpfpflanzen wachsen, und große Fische langsam um das Schloß schwimmen. Dieses selbst ist uralt, mit engen und steilen Treppen, schmalen, spitzbogigen Fenstern und niederen Gemächern, deren Deckenbalken vom Alter und vom Rauch geschwärzt sind. In diesem Schlosse brennt man keine Lampen oder gar elektrisches Licht, nicht einmal Kerzen, sondern fette Kienspähne, deren rotes Flackerlicht die Gesichter derer beleuchtet, die um einen Riesenkamin in hohen Lehnstühlen sitzen, und sie blaß und etwas gelblich wie altes Wachs erscheinen läßt. In den Ecken der Zimmer aber

ist es stockdunkel und die großen, wurmstichigen Schränke sehen wie Steinblöcke aus, die man in die Wand eingemauert hat, und die nun unter der Tünche hervorspringen, wie man es noch manchmal in Ruinen findet, wo man derart große, unbehauene Blöcke sieht, daß sie wohl ein Drittel des kleinen Gemaches ausfüllen, das man noch gut erkennt, und in den jetzt Birken, kleine Tannenbäumchen, Ebereschen- und Wachholdergestrüpp wachsen. Auch ein größerer Saal ist da, in dessen Getäfel lange Reihen von Ahnenbildern eingelassen sind, Menschen, von denen man nicht weiß, wer sie waren, noch wann sie gelebt haben, und die einen im Dunklen mit verwunderten Augen anstarren. Dann würde ich vor diesen Bildern stehen und jedem eine Geschichte andichten, bald eine grausige, bald eine schmerzlich-liebliche, und jede wäre eine Geschichte vom Sterben und vom Tod. Denn sie sind ja alle schon so lange tot und schlafen in steinernen Särgen in ihren vermorschten Gewändern und mitsamt ihrem so guten Gewehr und Gewaffen, das längst der Rost zerfressen hat.

Aber wo finde ich ein solches Schloß?

Auch denke ich manchmal an ein stilles Kloster in einem unbewohnten Tal, von Hügeln und Kuppen umgeben, auf denen in der Ferne der Wald

wie ein blaues Land verdämmert und sich sachte in das lichte Firmament auflöst. Das Kloster müßte eine reine, erhabene Kirche besitzen, wie die nun aufgehobene Kartause Mauerbach bei Wien, zu der ich gerne hinausgehe, aber nur im Frühling und an Wochentagen, wenn es still und ruhig ist, wie es zu der Heiligkeit des Ortes paßt, die der Wald so andächtig zu bewahren weiß. Noch lieber aber wäre es mir, wenn ich ein kleines, altersgraues Kloster wüßte mit einem gotischen Kirchlein, an dessen Rückwand wilde Heckenrosen wachsen, mitten in einem weiten, wilden Walde, voll Fichten, Tannen und Föhren, deren düsterer Ernst nur selten durch das fröhliche Laub der Buchen unterbrochen wird. In dem Kreuzgange des Klosters schreiten ernste Gestalten in weiten, weißen Gewändern, junge Mönche mit düsteren Augen und eingefallenen Wangen, schöne Greise mit heiterem Antlitz, silberweißem Bart und einer anmutigen Ruhe in allen Bewegungen. Durch die bunten Glasfenster, auf die fromme Heilige und betende Ritter mit ihren Wappen gemalt sind, bricht das Licht und wirft bunte Streifen auf den steinernen Fußboden. Und Abends, wenn die sinkende Sonne die Wipfel der Bäume mit flüssigen Goldtropfen übertaut, wenn ein sachter Wind durch die Aeste rauscht,

und die Nadeln der Tannen und Fichten weich und leise auf den grünen Moosboden fallen, klingt eine Glocke weit hinaus ins Land, wie wenn ein Priester ein Lied vom Frieden sänge in einer hehren Einsamkeit, die nie vor ihm eines andern Menschen Fuß betrat, als der eines Einsiedlers, der in einer Hütte aus Baumrinde lebt und vor einem Marienbilde betet, das zwischen den grünen Aesten einer Linde eingeflochten ist. Und wenn die Glocke verstummt ist, singen noch einmal alle Vögel des Waldes, dann wird es stille, bis der Mond am Himmel steht und sein silbernes Licht über das Tal, die Kirche und das Kloster ausgießt und in die Zellen scheint, wo er den schlummern den Mönchen einen lichten Schein um die Stirnen webt. Irgendwo unter Bäumen und Buschwerk rauscht eine Quelle, zu der nun das scheue Rehwild zieht, um zu trinken.

Aber wo finde ich dieses Kloster?

Ein schriller Klang schreckt mich auf aus meinen Träumen, ein weißes Licht blitzt auf wie ein irrer Stern, die elektrische Straßenbahn saust an meinem Hause vorüber, und diese Backsteinschachtel zittert in allen Fugen. Ich schließe die Fenster und suche mein Lager auf. Vielleicht zeigt mir ein Traum die stillen Stätten meiner Sehnsucht wieder.

Es ist heute kühl und ein sachter Regen tropft vom Himmel. Er hüllt mit seinen grauen Schleiern die Straßen in weiche Dämmerung ein. Ich saß den ganzen Tag am Fenster und blickte auf die Fußgänger hernieder und klassifizierte sie je nach ihrem Gang und ihrer Kleidung. Der junge, schlanke Mann mit dem verschossenen Hut und dem braunen Lodenmantel ist ein Student, und den alten Herrn mit dem grauen Ueberzieher und dem schwarzen Schirm, der langsam an meinem Hause vorüberwandelt, das Haupt nach vorne gebeugt, halte ich für einen in den Ruhestand versetzten Hofrat. Beide gehen nach meiner Ueberzeugung ins Kaffeehaus. Der Student spielt Billard, trinkt zuerst einen schwarzen Kaffee und dann zwei oder drei Flaschen Bier. Der Hofrat kommt schon seit zwanzig Jahren in dasselbe Kaffeehaus und spielt schon ebensolange an ein und demselben Tische täglich um dieselbe Stunde mit einem pensionierten General eine Partie Piquet. Er hat nie etwas anderes als eine Tasse Tee und ein Bisquit zu sich genommen, und der General trinkt täglich einen Fécamp. Sie machen nie mehr und nie weniger als dreißig Queus, sie sprechen nur über das Spiel und das Wetter und sind ganz wie moderne Märchenkönige.

Wenn sie nicht gestorben sind, spielen sie heute noch.

Dort geht eine alte Frau mit einer dunklen Mantille und blauen Zwirnhandschuhen. Sie geht gewiß in die Kirche, wo sie für alle diejenigen betet, die sie einst gekannt und die ihr Liebes getan haben und die sie wieder geliebt hat. Aber die sind nun alle tot. Deshalb muß sie an schönen Tagen so viele Gräber besuchen, mit den Blumen reden, die ihr stumme Grüße senden, und die Inschriften lesen, die das einzige sind, was von ihrer Welt noch da ist, bloße Namen, die niemand mehr kennt als eine alte Frau, die selbst von niemandem mehr gekannt wird. Hinter ihr geht ein junges Mädchen ziemlich raschen Schrittes, mit einem schmalen Gesichterl und so sehnächtigen Augen, irgend eine Buchhalterin oder ein kleines Nähmädel, das punkt sechs Uhr hinter der Votivkirche ihren Geliebten erwartet, der ein lustiger Student oder ein blutjunger Leutnant ist. Sie geht noch immer hinter der alten Frau, bis sie beide um die Ecke verschwinden. Es ist, als würde die Alte ihren eigenen Schatten aus der Vergangenheit zurück, und als müßte sie, wenn sie sich umwendete, erschauern wie vor ihrem eigenen Gespenst, das schon jetzt umherwandelt und sie irre macht, daß sie nicht weiß, ob sie noch lebt

oder schon zu denen gehört, die sie so eifrig besucht und nach denen sie sich so heiß und dringend sehnt.

So kann ich stundenlang am Fenster sitzen, sinnend, träumend und dichtend. Ich sehe die Gestalten des realen Lebens nicht, ich sehe nur dasjenige, was sie mir symbolisieren. Ich lebe in einer Welt der Schatten und Schemen. Nur sie sind mir lieb und vertraut, alles andere verletzt mich und tut mir weh. Darum ist in dieser großen Stadt, in der mich ein grauenhafter Materialismus auf Schritt und Tritt stößt und verwundet, mein Leben so reich an Schmerzen. Alles, was sich an mich drängt, kommt mir so fremd und feindlich vor, und nur in den verlassenen Galerien der Museen blicken mich blasse Infanten und ernste Männer in reichen Wämsern oder schöne und seltsame Frauen aus den Bildern ruhig und vertraut an, als käme einer der Ihren zu Besuch, und als staunten sie nur über seine fremde Tracht und bedauerten ihn ob seines schwermütigen Wesens

Ich hasse nichts mehr als einen Kunstsalon mit Bildern an den Wänden, denen ein schwerfälliger Goldrahmen Licht und Schatten ineinanderschiebt und Farbe und Stimmung verdirbt.

Ueberall diese fürchterliche Helle, dieses aufdringliche über Gestalten und Dinge hinströmende, unruhige Licht. Dann Blattgewächse in den Ecken, falsche Smyrnateppiche am Boden und ein grünsamtmener, riesiger Puff in der Mitte. Ich getraue mich nicht, mich auf ein so a la Emmentaler Kaiselaib stilisiertes Möbelstück zu setzen. Ich komme mir dann vor wie eine Oberländersche Figur oder eine andere Gestalt aus den »Fliegenden Blättern«, kurz als Karrikatur. Die Karrikatur hat aber für mich etwas Unheimliches, ja fast Gespenstisches. Die Phantasie des Mittelalters bevölkerte die Hexenküchen mit Karrikaturen von Menschen und anderen Geschöpfen. Wenn sie mehr grauenhaft als komisch wirken, so hat das darin seinen Grund, daß sie nicht der künstlerischen Laune, sondern der religiösen Groteske ihr Dasein verdanken.

Nein, ich will nicht als ein Fremder unter all den Gedanken der Meister sein, sondern ich möchte sie mir gerne zu eigen machen, als seien sie meinem Gehirne entsprungen, als dürfte ich mit ihnen schalten und walten wie mit gehorsamen Untergebenen und treuen Untertanen oder mit ihnen leise und vertraut sprechen wie mit guten Freunden oder weisen Lehrern.

Ich wünschte mir ein hohes Gemach mit gotischen Fenstern, die Wände mit dunklen Ledertapeten bekleidet und an ihnen in schweren Eichenrahmen alte Bilder, Porträts von italienischen und holländischen Meistern. Ueber den Türen sollten Bilder hängen wie in den Refektorien der Klöster, ein Abendmahl, wo der Herr unter seinen Jüngern sitzt, den Kelch vor sich, ein rundes Brot in der linken, flachen Hand, während er die Rechte segnend erhebt. Statt einer Wand im Hintergrund die Aussicht auf eine echt italienische Landschaft, sanfte, wellige Hügel, hin und wieder Oelbäume oder die Schirme einer Piniengruppe. Und das alles in einem milden Licht, jenem Licht eines Sommerabends, das sich nicht beschreiben läßt und das nur in den südlichen Ländern ist, die kein langsames Dämmern kennen. Diesem Abendmahl gegenüber ist ein Gang nach Emaus angebracht, ein Bild ebenso voll Friede und sanften Lichtes wie das Abendmahl. Statt der Täfelungen sind die Türfüllungen mit byzantinischen Holzbildern verkleidet oder mit Metallplatten von alten Kirchenschreinen ausgelegt. An den Wänden stehen Truhen und hohe, geschnitzte Stühle. Wenn ich dann alle Riegel vorgetan habe, so kommen die Ritter und In-

fanten und die ernstesten, nonnenhaften Frauengestalten der alten deutschen Schule und die kourisanenhaften Marchesas aus den Pinseln italienischer und spanischer Meister aus ihren Rahmen heraus und schreiten leise über den alten, vlämischen Teppich. Ihre Schleppen knistern und in ihren Armen tragen sie ein Bologneserhündchen, oder die schlanke Hand hält eine Blume, einen Fächer, eine Schale mit Früchten. Sie sitzen dann mit mir auf den hohen Stühlen, ich nehme eine Laute, die an einem himmelblauen, mit kleinen Perlen bestickten Bande hängt, und klimpere eine alt-englische Tanzweise oder ein Menuett aus der Zeit der Präziosen. Es sind keine aufdringlichen Freunde, diese Männer mit den Degen und diese Frauen mit den Spitzenkragen und den langen Perlen in den Ohren, wenn ich allein sein will, lasse ich die Laute auf den Teppich gleiten, lege die Hand über die Augen, und sie sind fort.

Dann ist in diesem Gemache noch eine Nische, die mit dem Brokate altserbischer Kirchengewänder ausgeschlagen ist, und in der an den Seitenwänden geschnitzte Chorstühle stehen. Auf den Pulten liegen schwere Missalien mit kunstvollen Initialen, in denen sich eine lüsterne Ero-

tik verbirgt wie in der Bibel weiland Kaiser Wenzels. In Schweinsleder sind sie gebunden und schmiedeeiserne Spangen verschließen die Folianten. Ein mattroter Vorhang wallt hernieder, der den Hintergrund wie ein Sanktuarium abschließt. In einem weißen Mönchshabit setze ich mich in das Gestühl, der Vorhang wird leise zur Seite geschoben, und eine ideale Landschaft füllt die Wand aus, ein weiter Rundblick tut sich auf. Im Vordergrund sind anmutige Gruppen von Edelleuten und Damen mit schlanken Windhunden, ein Page hält eine ungeduldige Koppel junger Rüden mit Mühe an einem roten Zaume. So lasse ich in meinen klösterlichen Stuhl die hellen Strahlen einer längst vergessenen, heiteren Welt fallen, und versinke in den Zauber, den das Land meiner Sehnsucht um meine Sinne legt.

Es ist unerträglich heiß. Ich verlasse übernächsten Tag diese schwitzende, dunstende Stadt. Ich weiß noch nicht, wohin ich geraten werde, ich fahre ins Planlose und vertraue dem Zufall und dem Glück. Vielleicht verschlägt mich ein gütiges Schicksal an einen stillen Erdenfleck, wo es mir behagt und wo ich eine Spanne der mir zugemessenen Zeit statt zu verleben, verträumen kann.

Den ganzen Tag hindurch breitete sich eine bleierne, drückende Schwüle über Wien. Gegen Abend ging ich auf die Türkenschanze, um mich im Freien und im Grün des Parkes an einem Glas Bier zu erfrischen. Aber der Trank wollte mir nicht recht munden, und ich wandelte bald auf jene Seite hinüber, die an den freien Platz grenzt, auf dem sich der mächtige Bau der Hochschule für Bodenkultur erhebt. Ich schlenderte langsam durch die gewundenen Gänge des Parks, die bald aufwärts, bald wieder sanft hinunterführen. Auf den Bänken sitzen bleiche Studenten mit aufgeschlagenen Büchern auf ihren Knien und bereiten sich auf ihre Prüfungen vor, die sie nun bald ablegen müssen. Dann reisen sie nach Hause, die Waldluft rötet wieder rasch ihre Wangen, wenn sie früh morgens aufstehen und, um Eltern und Geschwister nicht zu wecken, den Dackel leise locken, das Gewehr über die Schulter werfen und durch das tauige Gras gegen die buchenbestandenen Hügel schreiten. Ihre Stiefel graben tiefe Spuren in das feuchte Moos, das hinter ihren Schritten wieder emporschwillt, die Buchfinken rufen hell in den Morgen hinein, die Sonne scheint durch die Blätter und verflüssigt das Grün der Wipfel, so daß sie wie am Grunde eines

Sees dahinschreiten. Ein Habichtschrei durchschneidet die Luft, der Häher späht von einer jungen Fichte aus, warnt und stellt seine Kopffedern in die Höhe. Der Dachshund schlingt sich durch dürres Laub und herabgefallenes Geäst und blickt manchmal zu seinem Herrn hinauf, wie dieser Jagdlust und Morgenfrische in den Augen. Am Ende des Waldes liegt eine einsame Schenke. Wenn die Sonne hoch steht und auf die reifenden Kornfelder herabbrennt, deren Aehren sich ihren duftenden Fruchtstaub zusenden, wenn der Tannen und Fichten harziger Schweiß in hellen, dicken Perlen über ihre schorfige Rinde tropft, und im Schlag die Erdbeeren sich röten, wenn alles schweigt, und nur blau- oder grün- oder rotflügelige Insekten von Halm zu Halm, von Blume zu Blume schwirren und die Luft mit leisem Singen erfüllen, biegt der junge Jäger in den weißen Sandweg ein, der durch junges Tannicht schräg abwärts zur Schenke führt. Diese ist halb ein kleines Herrenhaus, halb ein Einkehrghasthaus, das einst sehr besucht war, als noch die alte Heerstraße vorüberzog, auf der jetzt Gras und blauviolette, dickköpfige Disteln wachsen, um die die Hummeln brummen und kleine Schmetterlinge taumeln mit wie Perlmutter schillernden Flügeln und winzigen Augen wie

aus schwarzem, glänzendem Jet. Dort sitzen schon an den eichenen Tischen unter breitgeasteten Obstbäumen seine Freunde aus den umliegenden Dörfern und Gehöften, und ihre Hunde begrüßen sich kläffend und wedelnd und zerren an ihren Leinen. Diese jungen Burschen könnten anstatt der braunen Gamaschen ganz gut lederne Stulpstiefel tragen und ein dunkles Wams mit Schlitzen, statt des Lodenhutes mit der Spielhahnfeder eine Ledermütze, die unter dem Kinn abschließt und die Seiten des Halses deckt. Ihre Schmisse kann ebensogut der Landsknecht im freien Feld geschlagen haben, oder der wehrhafte Kaufherr, der im vorigen Sommer mit schweren Kisten und vielem Gut die Straße heraufzog, und den sie dann auf einer Bahre heimwärts trugen mir einer schwarzen Binde um das Haupt und geschlossenen Augen, den Mund wie zu einem Fluche oder zu einem Krampfe verzerrt.

Hei, das Leben will gelebt sein! Der eine verdurstet auf weiter, einsamer Heide im Sonnenbrand, zu Schanden geschlagen und zu Boden gestreckt, der andere reitet auf und davon und summt ein Lied vom Mai und springenden Quellen, vom Rosenhag und von blühenden Gärten, wo der Ritter seine Dame küßt. Unter den Apfelbäumen auf der

Wiese weiden die Rosse, und wenn die zinnernen Becher geleert sind, steigen sie auf, und das kleine Fähnlein reitet gegen Mitternacht, wo die Berge im blauen Dunst verschimmern und des Stromes schmales Band wie ein silberner Streif auf grünem Grunde blinkt. Die Hufe ihrer Pferde poltern über die Holzbrücke, die den schmalen Bach überspannt, an dessen Ufern Weiden stehen neben dichtbelaubten Büschen und hochstengligen Pflanzen mit nach allen Seiten herunterfallenden Büschen, die sich in lauter weiße Blütenrispen auflösen. Und einer, der einen roten Waffenrock trägt, auf dem ein goldener Schwan gestickt ist, stößt in ein helfenbeinern Horn, und dann singen sie alle, während die Rößlein jetzt über weichen Grund traben und bedächtig in die duftende Pflanzenwildnis prusten, deren keckste Schößlinge sie an den Nüstern kitzeln:

Die Linden blühn schon lang nicht mehr,
Die Haselnüsse reifen,
Schon braust manch rauher Wind einher,
Tut nach den Blättern greifen.

Er schüttelt sie wohl all' zu Hauf,
Die Gelben wie die Braunen,
Winddürre Zweige bläst er d'rauf,
Vom Turm die Schwalben staunen

Und rüsten sich zu weitem Flug
Und woll'n die Schwingen breiten,
Ach, sah ich einen Landsknechtszug,
Nach Süden wollt' ich reiten.

Der Herbst bricht ein, Herr, send uns Krieg,
Wir woll'n uns wacker schlagen,
Das Fähnlein führen wir zum Sieg,
Das wir so oft getragen.

Sankt Jürgen, nimm dich unser an
Und tu' uns wohl geleiten,
Du warst ein frommer Reitersmann,
Sankt Jürg, wir wollen streiten!

Ueber die Türkenschanze streicht vom
Cottageviertel her ein Lufthauch und streut die
Töne eines Klaviers über den Park aus. Ich spüre
wieder die Hitze des Tages und die Nähe dumpfer
Gassen und trockne mir mit einem Taschentuche
die feuchte Stirn. Auch meine Studenten reiten

nicht in Lederkollern als Junker oder Landsknechte durch blühenden Ginster und duftendes Heidekraut. Sie sitzen mit matten Augen und überanstrengten Gesichtern auf den braunen Holzbänken, die Schuhe vom langen Aufstützen bis über die Absätze in den Sand gewühlt und studieren auf die Prüfung.

Ich ging bei beginnender Dämmerung nach Hause, nahm mein Abendbrot allein ein und rüstete noch ein wenig zu meiner bevorstehenden Abreise.

Ich habe heute Morgen Migraine verspürt, und trotzdem ich mehrere Gramm Phenacetin zu mir nahm, konnte ich mich vor Mittag nicht erheben, versäumte den Zug und mußte die Reise bis auf morgen verschieben. Jetzt bricht der Abend an. Ich sitze in einem Schaukelstuhl zwischen gepackten Handtaschen, Koffern und Plaidrollen und sehe mein Ebenbild über dem Kamin im Spiegel langsam auf- und niederschweben. Auf dem Sims steht ein buddhistischer Götze aus Sandstein. Die Sonne wirft einen schrägen Streif über seine Brust, und er scheint sich zu dehnen und zu wärmen und von seiner sonnigen Heimat zu träumen. Ich halte mit dem Schaukeln ein und sehe ihn scharf an. Da wird er redselig, die warme

Sonne hat's ihm angetan, und er erzählt mir von seiner Heimat, von seltenen Blumen mit einem blutroten Rachen wie ein böses, reißendes Tier, von blinkenden Tempeln mit goldenen Dächern, die an stillen, von Lotosblumen überwachsenen Teichen stehen, in denen seltsame Fische schwimmen, denen Edelsteine zwischen die Schuppen eingesetzt sind. Durch das haushohe Röhricht streckt ein Elefant seinen Rüssel und trompetet so laut, daß die kupfernen Becken im Tempelhof nachdröhnen. Die Papageien kreischen, und ein grüner Affe macht vor Schrecken auf einem Brotbaumast eine Bauchwelle.

Ich bin ein Rajah. Zweitausend weißgekleidete Frauen singen in meinem Palaste. Zweitausend andere spielen dazu auf silbernen Harfen. Ich trage ein rotseidenes Gewand und einen Kris, dessen Scheide mit erbsengroßen Perlen und leuchtenden Rubinen übersät ist.

Ich habe meinem Gott einen Tempel gebaut. Der liegt an einem milchweißen See. Seine Säulen sind aus schwarzem Jaspis. Zwei eherne Tore führen ins Innere. Ich fahre in einem Wagen aus Nephrit vor, von acht Pardeln gezogen. Tausend goldene Tuben blasen, tausend Fanfaren schmettern. Die Tore stehen weit offen, silberdurchwirkte Schleier fallen vom Architrav bis zu den

Schwellen nieder. Kleine Knaben, die in helle Seide gekleidet sind, schwenken die Schleier, daß sie sich blähen und wie Wolken ballen, und ich, von ihnen umwogt und umwallt, aber kaum berührt, hindurchschreite wie eine Famme, die sich in monddurchglänzten Nebeln verirrt. Ich betrete den heiligen Estrich, der von Nardenöl und köstlichen Salben trieft. Aus silbernen Becken dampfen Ambra, Myrrhen und Weihrauch. Schlanke Priesterinnen in nilgrünen Gewändern, mit vollen, wie weingelbe Topaskugeln schimmernden Brüsten, tanzen auf dem glatten, gesalbten Mosaik die heiligen Reigen. Die Schleier wallen, die Glieder beben, ihre Busen zittern. Der Opferstein dampft vom Blut schwarzer Widder und weißer Tauben. Und hoch oben, in dem engen Tabernakel, in gelblichem, ziehenden Licht von bläulichen Nebeln umschwirrt, hockt mit untergeschlagenen Beinen, mit zehn Armen und dickem Bauche mein Gott. Sein Schnurrbart hängt ihm hinunter wie einem Chinesen. Seine geschlitzten Aeuglein lachen so lustig, in seinen Ohren trägt er verkrümmte Perlentropfen. Auf seinem dünnen Halse wackelt der dicke Kopf. Auf seiner Brust sind goldene Rillen und über ihnen klinkert ein Halsband von Tigerzähnen mit ei-

nem Medaillon aus geschliffenem Glas. Der falsche Kristall umschließt das vertrocknete Herz einer Venuspriesterin, die ein wilder Skythe im Liebesrausch erdrosselte. An der Brust des Gottes ist es ganz grau und schrumpelig geworden.

Auf der Straße läutet und ruft der Händler, der mit einem weißlackierten Wagen herumfährt und Fruchteis feil hält. Mein Götze ist schon wieder nüchtern geworden. Er steht im Schatten und sieht so trübsinnig und gelangweilt drein, wie nur irgend ein philosophisch konstruierter guter Europäer.

Ich gehe in mein Nebenzimmer, wo mein eisernes Feldbett steht und von dem weißen Kachelofen ein ausgestopfter Geier senkrecht auf die Wasserkaraffe auf meinem Nachttischchen niederstoßen will. Es ist dumpf. Die Fenster sind geschlossen. Ich lehne meine Stirn an die kühlen Scheiben. Grauer Dunst brütet über den Straßen. Hinter dem Kahlenberg scheint die untergehende Sonne noch einmal hervor. Die Fenster des Hotels schimmern, wie wenn hinter ihren Scheiben ein Brand lohte. Eine schiefergraue Wolkenwand schiebt sich links von der Donau her empor. Ein barfüßiges Kind steht an einer Straßenecke und bietet mit seinem dünnen Stimmchen Kornblumen feil. Viele Menschen wandern.

Frauen mit bunten Kopftüchern, stämmige Arbeiter mit rußigen Gesichtern kommen aus den umliegenden Fabriken. Alte Frauen mit seidenen Hauben gehen in die Kirche. Die Glocken läuten. Mein frommes Wien betet. Ich will ins Kaffeehaus gehen, steige die drei Treppen hinunter, schreite durch die Herrengasse und an dem nach den köstlichen Plänen Fischer von Erlachs ergänzten Flügel der Hofburg vorbei, wo das alte Burgtheater noch wie ein Traum vor mir steht. In der Michaelerkirche spenden die Barnabiten den Segen. Die Tür ist halb offen, Lichterglanz schimmert durch das dunkle Kirchenschiff, Weihrauchduft dringt aus der Pforte und mengt sich mit den profanen Straßengerüchen. Ich trete einen Augenblick in das Gotteshaus. Ein paar alte Bettler und zwei Frauen sind die wenigen Andächtigen. Und doch geht's wie frommer Wunderglaube durch den dämmerigen Raum. Aber ich habe wenig Anlage zum Beten und denke an die Abendblätter. So gehe ich denn ins Kaffee, bestelle eine Schokolade, das Sechsuhrabendblatt, den Eisenbahncourier und ägyptische Zigaretten. Draußen fängt's zu stauben an. Der Wind treibt Papierfetzen und graue Wolken vor sich her. Die Leute hasten vorüber und halten sich Ta-

schentücher vor den Mund. Es wird düster. Zuerst sprenkelt sich das Pflaster, dann klatschen Millionen Wassertropfen an die Fenster. Die größten klacken wie Erbsen an die Scheiben. Der Wind wühlt in den aufgespannten Regenschirmen wie in einem Meer schwarzer Wogen. Von allen Seiten umgibt mich schon wieder das Wunderbare. Draußen rieselt jetzt der Regen sanfter auf die granitnen Würfel des Straßenpflasters hernieder. Durch eine riesig-große Glasscheibe blicke ich aus meinem grünsamtenen Pfuhl hinaus wie aus einem unterseeischen Palast durch kristallene Wände in ein unbekanntes Meer. Der Menschenstrom aber zieht indessen in bunter Reihe an mir vorbei und verschwindet in der beginnenden Dämmerung gegen die Hofburg oder gegen den Kohlmarkt zu. Gleichgültig sehe ich ihm nach. Sie sind ein Nichts in meinem Leben, die Hunderte, die Tausende, die hier zugleich mit den entgleitenden Minuten und Stunden vorüberziehen. Und doch trägt jeder so viel Schicksal in seiner Brust wie ich selbst.

Es klirrt. Bum. Dem Piccolo ist die Kaffeetasse hinuntergefallen. Ich bin schon wieder nervös.

Zahlen!

Langsam schlendere ich nach Hause zu. Ich will mir's noch einmal gemütlich machen, so gut's

eben angeht. Die Lampe brennt. Der Teekessel surrt, ich stecke meine Füße in buntgestickte Pantoffel. Durch die offenen Fenster dringt eine Stadtluft, die mit einem feuchten Geruch von durch Regenwasser gelöschtem Straßenstaub gesättigt ist, der an Moder erinnert. Ich ziehe meinen Hausrock aus grauem, dünnen Lustre an, lümmle mich wie ein pensionierter Major in einen alten, verschossenen Samtfauteil und nehme Cakes aus einer Blechbüchse. So, jetzt brauche ich noch ein wenig Lektüre. Mit dem Orient habe ich meine Träumereien begonnen, mit dem Orient will ich mich in Schlummer wiegen.

Ich lese also die Cakuntala

Ein günstiger Stern waltete ob meiner Reise. Ich habe mein Schloß gefunden! Es liegt in einer jener reizenden oberösterreichischen Gegenden, wo das Hochgebirge von ferne in das Hügelland hineinblickt, am Ende eines bescheidenen Marktfleckens, hat einen Turm mit Schießscharten und einen Wassergraben, der zur Hälfte versumpft ist. Grünes Laubwerk blickt durch die Fenster, Efeu und wilder Wein rankt sich um die Mauern. Eine alte Zugbrücke, die immer herabgelassen ist, führt zu dem wappengeschmückten Tor. In der Nacht knarren manchmal die verrosteten

Ketten, und mir dünkt, als vernähme mein Ohr leise Schritte auf den hölzernen Bohlen. In dem Sparrenwerk des Daches summt und surrt es, und öfters fliegt, aus dem Schlaf geschreckt, eine Dohle kreischend auf und zur Turmluke in die finstere Nacht hinaus. An der Ostseite des Schlosses ist eine kleine Kapelle eingebaut, durch deren bunte Glasfenster das Licht der Ampel vor dem Altare schimmert. Wenn es ganz still ist, wenn sich kein Lüftchen rührt, schleiche ich mich des Nachts eine enge Wendeltreppe empor, die zum Turme führt, aber vor einer eisenbeschlagenen Eichentüre Halt gebietet. Wenn ich mein Ohr an die Pfosten lege, höre ich das ruckweise Fallen der Gewichte, das Schwingen des Pendels und hin und wieder das Knacken der metallenen Gelenke, die die Kette bilden, an der die steinernen Gewichte der alten Uhr befestigt sind. Dann gehe ich wieder den Gang entlang, trete auf einen kleinen Balkon, sehe, wie sich der Mond in dem Wassergraben spiegelt, und lausche dem Zirpen der Grillen und dem Rascheln der Schilfkolben, zwischen denen Duckenten und Kiebitze schlafen, während die Fledermäuse um das Giebeldach der Burg streichen und Nachtfalter an meiner Stirn vorüberhuschen.

Dem Schlosse gegenüber liegt ganz unter Apfelbäumen vergraben ein kleines Haus mit einem Blumengarten davor und Fuchsientöpfen an den Fenstern, deren bunte Läden weit offen stehen, und den ganzen Tag Licht und Sonnenschein in die Stuben zu Gaste laden. Schwalben fliegen beim Haustor ein und aus, und wenn ich an dem Staketenzaun vorübergehe, begleitet mich von innen ein freundliches Hündchen mit munterem Gekläff und possierlichen Sätzen, schweifwedelnd und springend. Am Ende des Gartens stützt es seine Vorderpfoten auf eine Querlatte und bellt mir noch lange nach. Die Gegend, in der sich Schloß und Marktflecken befinden, liegt hoch und das Korn steht noch grün auf den Feldern. Wenn im Flachlande die Scheuern schon voll des Erntesegens sind und nur mehr die Stoppeln auf den Aeckern stehen, beginnen sie hier erst mit dem Schnitt. Wenn man immer zwischen den Roggenfeldern hindurchgeht und dann über eine mit Obstbäumen bepflanzte Wiese, so gelangt man in ein Wäldchen, in dem sich Laub- und Nadelholz mischen, und dann über eine schmale Senkung zwischen zwei Hügeln hindurch zu einem Weiher, dessen mildes Wasser zum Baden einladet, zumal es kristallhell ist, so daß am Ufer

die bunten Steinchen vom Grunde herauf schimmern.

Das Schloß gehörte einst einer alten Familie an, die weitverzweigt war und tätig in die Geschicke des Landes eingriff. Heute ist das ganze Geschlecht tot, ihre Besitzungen in fremden Händen. Die kleine Burg gehört dem Brauherrn aus dem benachbarten Städtchen und wird nur von einem alten Ehepaar bewohnt, das ab und zu die Zimmer lüftet und im Auftrage seines Brotherrn auch solche über den Sommer vermietet. Aber es kommt fast nie jemand. Ich bin glücklicherweise allein und werde es auch hoffentlich bleiben. Die wenigen Felder und Wiesen sind verpachtet, der Wald, der einst zu dem Gute gehörte, ist schon vor Jahren wegverkauft worden.

Als ich heute an dem kleinen Hause vorüberging, sah ich unter den Apfelbäumen ein junges Mädchen, schlank, mit blondem Haar und einem schmalen Gesichtchen. Sie trug ein weißes Mouselinkleid und eine ebensolche Schürze mit einem roten Latz. Der Hund hielt einen Bauschen vom Saum ihres Kleides in der Schnauze, schüttelte den Kopf und folgte ihr knurrend und an dem Stoffe zerrend auf Schritt und Tritt. Ich grüßte, das Mädchen dankte freundlich und wies entschuldigend auf den kleinen Hund, der jetzt

wie toll in die Luft sprang, noch immer mit dem Bauschen ihres Kleides im Maul.

Ich erfuhr von der Frau des Schloßwarts, die meine beiden Zimmer besorgt, daß das kleine Haus von einer Lehrerswitwe und ihrer einzigen Tochter bewohnt werde, einem jungen Ding, das noch im vergangenen Jahr in einem bayrischen Kloster der englischen Fräulein erzogen wurde und erst seit Anfang Mai mit ihrer Mutter hierhergezogen sei. Deren Eigentum ist auch das Haus, und beide Frauen leben in bescheidenen, aber angenehmen Verhältnissen.

Allgemein wird hier von den Bauern über die große Dürre geklagt, die schwere Besorgnisse wegen der Ernte erweckt. Das Korn steht dichter als seit einer Reihe von Jahren, aber die Aehren sind klein, und die Körner werden marklos bleiben, wenn nicht bald ein ausgiebiger Regen die Schollen aufweicht und die Feuchtigkeit zu den Wurzeln der Halme dringt.

Des Abends schlenderte ich um den Weiher. An seinem Nordufer sind torfige Wiesen. Flockenblumen und Grasnelken wachsen darauf, ein kleiner Bach ohne Gefälle windet sich langsam hindurch, Wasserlinsen schimmeln grünlich auf seiner Oberfläche, Binsen und Schierling wachsen

an seinen Rändern. Der Wind seufzt in den Haselbüschen, und die weißen Nebelfrauen haschen sich zwischen dem Röhricht, in dem die Unken rufen, und der raubgierige Hecht auf die fetten Weißfische lauert.

Es ist Zeit, nach Haus zu gehen.

In meinen beiden Zimmern wird gescheuert und geputzt, die Dielen werden frisch gebohnt, weiße Vorhänge kommen an die Fenster, jedes Stäubchen wird sorgsam fortgewischt. Ich überlasse das Wohnlichmachen meiner Behausung der Frau des Kastellans und benütze die herrliche Zeit zu einem kleinen Ausflug ins Tal der Donau, das ich sehr liebe, und in dem es jetzt so still und kühl, so traut und träumerisch ist. Zu Fuße bin ich ein gutes Stück von Ranariedl bis gegen Obermühl gewandert. Hier fuhr ich einst stromabwärts mit gar fröhlichen Gesellen an wunderschönen Herbsttagen gen Linz. Wir waren von Innsbruck den Inn heraufgerudert, hatten in der Bischofsstadt Passau zum letzten Male angelegt und strebten nun einem Punkte zu, von dem aus wir alle auseinandergehen sollten ins Alltagsleben hinein, zu den alltäglichen Beschäftigungen.

Als ich so dahinschritt durch das hohe Gras, das Steinelken, blaue Glockenblumen und buntfärbiger Klee durchwirkten, umspann ein lebhaftes Erinnern an jene Fahrt meine Gedanken.

Leise plätschern die Ruder, das große Schiff treibt die Donau hinunter zwischen den waldigen Bergen, die sich von der bayrischen Grenze her stromabwärts ziehen. Die Buchenwälder färben sich schon rot, der Ahorn gelb, dazwischen starrt das ernste Grün der Tannen. Verfallene Burgen blicken auf den Strom, dessen blaue Wellen im Lichte der Sonne funkelnd talab rollen. Kein Laut, kein Ton, vergessene Waldeinsamkeit ringsum. Da rauscht's und raschelt's in den dürrer Blättern, trockene Zweige knacken, von ferne klingt's wie Hornruf und Rossegestampf, als zöge ein Heer von Rittern und Reisigen daher, wie einst, da Herr Pilgrim von Passau seiner Base Chriemhild Kuß und Handschlag bot. Voran Herr Gunter, der König, im pelzverbrämten Mantel und neben ihm Herr Giselher, der Junge. Seine Locken leuchten wie Gold, seine Augen blicken in stummer Sehnsucht, als suchten sie etwas zwischen den Waldbergen. Dann zügelt er sein Roß und reitet zurück, seiner Schwester entgegen. Diese ist von ihrem blütenweißen Zelter gestie-

gen und hält nun selbst ihr Pferd am Purpurz-
aum. Ihr Antlitz ist blaß, ihre Lippen sind bleich,
in ihren schwarzen Augen scheint sie die Nacht
gefangen zu halten. Sie blickt das stille, jäh an-
steigende Waldtal hinein, das sich auf dem jen-
seitigen Ufer zwischen zwei bewaldeten Kuppen
öffnet. Einen solchen steilen Hang trug man einst
ihren Siegfried nieder, und das düstere, qual-
mende Rot der Pechfackeln erhellte das nächtige
Rheintal. Weit hinten lagert Hagen, den Geier-
helm auf dem Haupte, sinnend auf seinen mäch-
tigen Schild gestützt, blickt er in die Fluten und
murmelt uralte Runensprüche. Die Wellen rau-
schen, nebelhafte Frauengestalten tauchen dar-
aus hervor, verblassen und zerrinnen in der Luft.
Der König stößt ins Horn, der Zug bricht auf und
reitet das Tal hinunter gen Hunnenland. Ganz
zum Schluß führt Herr Volker von Alzey sein
Rößlein, dann aber gibt er ihm mit der Hand ei-
nen leichten Schlag und läßt es munter voraus-
traben. Er stützt seinen Fuß auf einen Stein und
blickt in die sonnige Landschaft hinaus. Lächelnd
fingert er auf seiner Harfe, weich klingen die
Töne und hell schallt seine Stimme den Reisen-
den nach

Ich weiß eine Frau am Rheine,
Der ist ein Spielmann traut.
Der jetzt von einem Steine
Ins Tal der Donau schaut.

Und käme nun ein König
Und böt' ihr seine Kron',
Es wäre ihr zu wenig,
Zu wenig selbst sein Thron.

Doch trügen jetzt die Winde
Mein Lied sanft über den Wald,
Bis bei des Burgtors Linde
Der letzte Ton verhallt.

Dann neigte sie sich wohl nieder
Und blickte in den Rhein:
Mein Spielmann, wann kommst du wieder?
Und Tränen fielen hinein.

Und fielen alle zum Grunde,
Zu Herren Siegfrieds Hort,
Und würden zur selben Stunde
Zu leuchtenden Perlen dort.

Leise rauschen die Wälder im Tale der Donau,
langsam zerfallen die alten Burgen an ihren

Ufern, und nur wenn es ganz still, ganz still ist, wenn die Sonne auf den Kämmen der Wellen glitzert und lichte, bebende Ringe auf den Waldböden malt, ziehen noch die Nibelungen stromabwärts ins Land der Hunnen.

Meine Träumereien wurden durch einen heftigen Gewitterregen, der mich bis auf die Haut durchnäßte, nicht gerade angenehm unterbrochen. Ich erreichte jedoch in Obermühl den Dampfer und fuhr nach Aschach, wo ich die Nacht zubrachte. Des andern Tages trat ich den Heimweg an.

In meiner Behausung freut mich besonders eine alte Sanduhr, die auf einem Brette zu Häupten meines Bettes steht und auf dem obern Kupferring ihrer Fassung mit dem gar ernstesten Spruche droht:

O betörte Christenheit!
Mammon ist der Gott der Zeit.

Ich habe mit meinen Nachbarn bereits Bekanntschaft angeknüpft. Auf die denkbar einfachste Weise und ohne daß ich, obwohl der Wunsch bereits vorhanden war, irgend etwas vorbereitet hätte. Ich ging nach dem Frühstück

an der Umfriedung des Gartens vorüber und grüßte beide Frauen, die sich damit beschäftigten, ihre Rosenstöcke zu pflegen. Noch war das Gras vom Nachttau feucht und die Luft frisch. Aber wie schon seit Wochen stand keine Wolke am Himmel, kein Dunststreifen furchte das ruhige Blau, klar und scharf lag die ganze Landschaft im Umkreise. Ich streifte aus alter Gewohnheit mit meinem Spazierstock über die Holzplatten des Zauns. Das reizte den kleinen Hund, der wie immer seine Frauen begleitet hatte, und er stürzte mit aufgestäubtem Haar und mit wütendem Gekläff auf mich los. Lachend drohte ich ihm mit dem Stock. Das brachte ihn ganz aus dem Häuschen. Er knurrte und zeigte mir die Zähne, so daß ich, um ihn zu beruhigen, einige begütigende Worte zu ihm sprach. Ich war dabei so unvorsichtig, meine Hand durch das Gitter zu stecken, um ihn zu streicheln, aber das gereizte Tier biß mich mit seinen scharfen Zähnen ziemlich heftig in den rechten Ballen, so daß ich blutete und mein Taschentuch um die verletzte Stelle wickeln mußte. Das junge Mädchen und die Mutter kamen sofort herbei, fragend, was geschehen sei. Sie waren erschrockener als ich, erschöpften sich beide in Entschuldigungen und bestanden darauf, daß ich in ihr Haus trete, um

meine Wunde auszuwaschen. Ich dankte, und die ältere Frau führte mich in ein großes Zimmer mit vier Fenstern und grünangestrichenen Dielen, das altmodisch eingerichtet war und in dem es nach Lavendel und Veilchenpulver roch. Ich mußte an dem runden Tische Platz nehmen und, das Mädchen, das Johanna heißt, brachte in einer neuen, grün- und weißglasierten Schüssel frisches Quellwasser. Die Mutter goß aus einem Alabasterfläschchen Arnikatropfen in das Gefäß und legte kleine Bauschen aus gezupfter Leinwand auf den Tisch. Ich badete die verletzte Hand, die übrigens bald zu bluten aufhörte, nahm aus meiner Brieftasche perforiertes, englisches Pflaster und beklebte die Bißwunden, welche die Zähne des Hundes hinterlassen hatten. Ich fühlte mich sofort heimisch in diesem geräumigen Gemach, das mit der bürgerlichen Behaglichkeit des Vormärz ausgestattet war. Breite Schränke stehen an den Wänden, die Türe des einen ist offen und zeigt die mit Wachs gebohnte, glänzende Innenfläche. Nahe dem Eingang steht auf einem Tischchen unter einem Kasten mit gläsernen Wänden eine Darstellung der Geburt des Heilandes. Im Hintergrund ist aus Holz ein Felsen mit Höhlen und Grotten aufgebaut. Das Holz ist mit grobem,

grauen, geleimten Papier überklebt und mit glitzerndem Glaspulver bestreut. In einer dieser Grotten schläft das Jesuskind, ein nacktes, bleiches Wachspüppchen, in der Krippe, über die ein Esel und ein Ochs ihre neugierigen Köpfe ausstrecken. Maria beugt sich über das Kindlein, und am Fuße der Wiege steht der würdige Nährvater Josef. Sie haben alle drei Heiligenscheine aus Rauschgold um die Häupter. Von den Bergen steigen die Hirten nieder, und auf den Vorsprüngen des Felsens weiden Schafe oder knien Engel mit goldenen Flügeln und gefalteten Händen. Vor dem Felsen breitet sich so etwas wie ein Garten aus. In der Mitte des grünen Grundes knien die heiligen drei Könige mit Turbanen und Kronen auf den Köpfen, der eine ist jung und hat lange Locken aus Werg, der in der Mitte ist alt mit einem weißen Bart und der dritte ist gar ein Mohr. Vor ihnen am Boden stehen die Geschenke, Gold, Myrrhen und Weihrauch. Hinter ihnen ist das Gefolge, Diener mit Pferden, Hunden und Eseln und ein Kamel, das sich auf die Vorderfüße niedergelassen hat. Dann hat man noch Schäfer und Schäferinnen hingestellt, die Männer in kurzen Hosen mit breiten, grünen Hüten und oben gebogenen Stöcken in den Händen, die Mädchen in kurzen Reifröcken mit weißen

oder blaßblauen Strümpfen und ihre Stäbe mit Bändern umwunden. Das ganze Arrangement ist so naiv wie der Geist jener Zeit, der seinen steinernen Gartengöttern Allongeperücken aufsetzte und die Medea oder die Phädra in einer Krinoline auftreten ließ.

An dem Türpfosten hängt ein schmiedeeiserner Weihwasserkessel und darüber ein Christus, aus Birnbaumholz geschnitzt, ein kleines Kunstwerk eines unbekanntenen Meisters voll Wahrheit und innerlicher Frömmigkeit. Es ist noch manches aus vergangener Zeit und von dahingegangenen Leuten in dem Zimmer. Ueber den beiden Betten, die im Hintergrunde stehen, hängt in einem Rahmen aus schmalen Goldleisten und mit breiten, nach auf- und auswärts aufsteigenden Seitenflächen unter Glas ein kleines Bild der heiligen Barbara. Es ist auf weißer Seide aufgeklebt und von Rosetten und Blumen aus Gold- und Silberdraht umgeben. Von der Zimmerdecke hängt an einer messingenen Kette mit starken Gliedern eine große Uhr, ganz wie eine Taschenuhr geformt, das Zifferblatt weiß mit riesigen, schwarzen, arabischen Ziffern und mit dem Namen des Meisters, der sie gefertigt hat. Sie ist in einem Gehäuse aus Bronze und auf dem Ring um das von vorne durchlochte Zifferblatt ist ebenfalls in

Bronze ein Blumengewinde dargestellt. An den beiden Fensterpfeilern hängen halbblinde Spiegel mit einem Kerzenhalter an der breiten, unteren Randleiste, wie man sie noch auf dem Lande in den großen Tanzsälen der Gasthöfe findet, deren zahlreiche Fenster stets durch hölzerne Jalousien verschlossen sind und in denen es im Sommer so muffig und im Winter stets nach Äpfeln riecht. In einer Ecke steht ein großer, kreisrunder Ofen, der fast bis zur Decke emporreicht. Er besitzt keine Tür und muß von außen geheizt werden. Ganz aus weißen Kacheln erbaut, auf denen tanzende Nymphen und Rosenguirlanden dargestellt sind, wird er unten von einem breiten, glänzenden Ring aus Kupfer umspannt und ruht auf vier messingenen Füßen, die wieder auf einem Sockel aus Untersberger Marmor stehen.

Mutter und Tochter ergingen sich in Entschuldigungen und in Anklagen gegen Flambo, den Missetäter, bis ich seine Partei ergriff und den Hund lockte, der sich inzwischen hereingeschlichen hatte und nun, auf dem Teppich sitzend, schon wieder freundlich und zutraulich zu mir aufblickte. Johanna trug die Schüssel hinaus und Frau Wörner deckte ein weißes Linnen über den Tisch, brachte Gläser und eine Flasche Wein,

dann setzte sie vor unsere Plätze irdene Tellerchen, füllte sie mit Erdbeeren, gab jedem einen silbernen Löffel, brachte in einem zinnernen Becher frisch gestoßenen Zucker und in einem geflochtenen Körbchen weißes Brot in dünnen, breiten Schnitten. Ich mußte mehr als einmal zugreifen und wir plauderten über die Gegend und über das stets gleich warme und trockene Wetter, das die Ernteaussichten der Bauern zu vernichten drohte. Endlich durfte ich Abschied nehmen, mußte aber versprechen, bald wiederzukommen, und Johanna frug mich noch einmal, ob ich auch ja nicht böse sei.

Als ich ins Freie trat, war die ganze Landschaft im heißesten Sonnenlicht gebadet. Es war bald Essenszeit, ich wollte also auf einem kleinen Umweg in den Markt schlendern, zu meinem Wirt, wo ich des Mittags sowie am Abend meinen Hunger und Durst stille. Ich stieg eine kleine Anhöhe hinan, auf deren Rücken unter breitästigen Buchen ein Kirchlein steht, mit einem Missionskreuz an der Rückseite und einem dicken Turm, um den die Schwalben kreisen. In südwestlicher Richtung taucht am Rande des hügeligen Landes im bläulichen Dunst eine Kette von Bergen auf, der Dachstein und der Thorstein, weiter nach rechts das Höllengebirge und der breite Rücken

des Untersberges, von den beiden Gipfeln des Watzmann überragt, endlich der Staufen. Ein Laubwäldchen verdeckt das bayrische Flachland den Blicken. Nachdem ich mich an der Betrachtung des Panoramas gesättigt hatte, schritt ich durch die Wiesen und an der anderen Seite des Hügels hinunter, wo die vielen Akazienbäume wachsen, die schon jetzt mit ihren kleinen, gelben Blättern, die beim leisesten Windstoß niederrieseln und den Pfad mit welchem Laub bedecken, an den Herbst erinnern, jetzt, wo das Korn kaum verblüht ist und die Kirschen noch klein wie grüne Erbsen an den Bäumen hängen.

Ich bin mit Frau Wörner und deren Tochter schon so gut Freund geworden, daß ich seit dem kleinen Unfall, der unsere Bekanntschaft herbeiführte, bereits beide Nachmittage mit ihnen verbracht habe. Johanna ist siebzehn Jahre alt, sie ist ein schlankes Mädchen und hat dichtes, gewelltes, braunes Haar. Ihr Körper ist freilich noch etwas hager und reizlos, wie der eines jungen Burschen, ihre Bewegungen sind noch nicht genug weiblich, etwas spröde und eckig, doch nicht unschön. Sie ist lustig, fast ausgelassen wie ein Junge, ihr Benehmen sorglos und von einem reizenden Uebermuth, der bald schmeichelt, bald

neckt und spottet. Ihr Gesicht ist schmal, etwas blaß, ihre Lippen sind frisch, der Mund klein mit weißen, festen und gesunden Zähnen. Am merkwürdigsten sind ihre Augen. Sie sind dunkelbraun, und ihre Pupillen sind weit und groß. Nur wenn wir im Blätterdunkel des Waldes dahinschreiten, werden sie kleiner, um sich sofort wieder zu öffnen, wenn wir auf eine Wiese oder auf einen Schlag hinaustreten, als wollten sie alles Licht in sich fangen, wie zwei dunkle, rätselhafte Brunnen, von denen man nicht weiß, ob ihre Quellen erfrischen und erquicken oder berauschen und die Sinne verwirren. Ihr ganzes Wesen aber ist so frisch, so unverdorben und von nichts Grüblerischem oder Absonderlichem angehaucht, daß es einen mitreißt, einen unwillkürlich heiter und froh stimmt. Ihre Mutter, eine gar bescheidene Frau, will nicht dulden, daß ich sie »Fräulein« nenne, sondern wünscht, daß ich schlechtweg zu ihr Johanna sage. Sie sei zu unbedeutend und noch zu kindisch, um ein Fräulein zu sein. Wir einigten uns dahin, uns als gute Freunde und Kameraden zu betrachten, so etwa wie zwei Studenten in den Ferien. Ich nenne das kleine Fräulein jetzt Hans, sie mich Gottfried, und zu Frau Wörner sagen wir beide »Mama«.

Heute Nachmittag gingen wir durch den Wald nach Maria-Einöd, einem kleinen Wallfahrtsorte mit einem schmucken Kirchlein, das auf einem grünen Büchel steht und einen schlanken Turm besitzt, dessen Spitze man schon von weitem sieht, wenn man über die Hügel in der Richtung wandert, in der das Dörfchen liegt. An das Gotteshaus schmiegt sich, von einer niedern Mauer umgeben, der Friedhof. Nur wenige Marmorkreuze und Grabsteine ragen über die Menge schlichter Holz- und Eisenkreuzlein hinaus, die mit ihren vom Regen halb verwischten Inschriften auf den eingesunkenen Hügeln sich bald zur Seite, bald nach vorne neigen. Auf manchen rascheln winddürre Kränze. Die frischen Gräber, um die sich noch jemand bekümmert, zeigen ein wenig Blumenschmuck, Goldlack oder blühende Geranien in irdenen Töpfen, die bis zum Rand in den Boden eingegraben und bis an das Stämmchen heran mit Moos verkleidet sind. Andere Ruhestätten sind mit schwarzer Walderde überdeckt. Auf dem dunklen Grund sind aus Gipsmehl oder weißem Sand Arabesken und in der Mitte ein Kreuz, ein »Ruhe sanft« oder die Buchstaben R. I. P. nachgebildet, farbige Steinchen fassen den Rand des Hügels ein. Es ist warm und hell, Schmetterlinge flattern von Blume zu

Blume, ein glänzender Laufkäfer hastet über den schmalen Pfad, alles ist von Gras und Blüten überwuchert. In die Wand der Kirche sind einige alte Grabsteine aus rotem Marmor eingelassen, geharnischte, knieende Ritter oder ein wohlgelehrter Herr in der Pelzschabe, eine baretartige Mütze auf dem Kopf und ein Buch in der Hand. In den Ecken sind Wappen angebracht. Die lateinischen Inschriften sind gänzlich verwischt oder nur mehr schwer zu entziffern. Sie sind aus verfallenen Burgen hierher gebracht worden oder aus aufgelassenen Gräften. Nur vor einem Stein, der die wohlehrsame und frumbe Freifrau Anna Katharina Schörgerin im Bilde zeigt, wie sie im Betstuhl vor dem Bildnisse des Heilandes niederkniet, und hinter ihr ihre neun Kinder nach dem Alter wie die Orgelpfeifen, mit steifen Halskrausen und Puffenärmeln, ist eine Steinplatte mit sechs Kupferringen in den Erdboden eingelassen. Darunter schläft die stolze Frau nun schon an die vierhundert Jahre. Aus den Weihwasserbecken, die an die Kreuze angeheftet sind, trinken die Vögel, und in der großen, steinernen Schale, die auf dem granitnen Grabdenkmal des verstorbenen Pfarrers ausgehöhlet ist, nimmt ein Rotkehlchen ein Bad.

Die Mutter und Hans gingen in die Kirche, einen hellen, kühlen Raum, durch dessen bunte Fenster die Sonne wie eine Sturzwelle von goldigem Licht hereindrang und auf die Stufen des Hochaltars breite gelbe und rote Streifen hinmalte. Sie knieten im vordersten Stuhle nieder, ich blieb am Eingange stehen und besah mir die geschnitzte Kanzel und eine alte Kreuzabnahme über einem Seitenaltare. Die Mutter betete wohl andächtig, aber Hans mußte sich einmal nach mir umsehen, und als ich sie fest anblickte, lächelte sie flüchtig, drehte sich um und senkte den Kopf. Ich sah mit Entzücken die feinen Linien ihres Nackens, die vollendete Form der hinteren Halspartie, die süße Grazie in dieser sanften Neigung. Noch ein oder das andere Jahr, dann werden sich ihre Glieder runden, ihre Brust wird schwellen, die burschikose Pikanterie wird zum Reiz des Jungfräulich-Weiblichen. Dann werde ich weit, weit von hier mich vielleicht gerade an diese Kirche erinnern, an den Hochaltar, an die geschnitzte Kanzel und an diesen gebeugten Mädchennacken.

Hans und ihre Mutter standen auf, traten aus den Stühlen und bekreuzten sich vor dem Tabernakel. Als wir in dem schattigen Garten des Wirtshauses saßen, sagte die Mutter:

»Sie haben lange auf uns warten müssen, Herr Gottfried. Ich bin eine alte Frau und habe mehr mit dem Herrgott zu reden wie die Jungen. Je älter man wird, desto mehr Anliegen hat man, und je weniger man selbst noch erreichen kann, desto mehr will man erbitten. Sie und Johanna, Sie beide bitten nicht. Sie wünschen und begehren. Sie pochen auf ihr Recht an das Leben. Meine Wünsche liegen hinter mir, was ich noch erwarte, fängt erst dann an, wenn wir nicht mehr auf uns selbst gestellt sind und alles aus der gnädigen Hand eines Größeren empfangen werden.«

Der Wirt brachte Bier und drei Butterbrote. Ich zündete mir, nachdem ich die Jause verzehrt hatte, eine Zigarre an, und wir plauderten jetzt von der Umgebung, von den Dörfern, Kirchen und Schlössern, von den Leuten, die darinnen wohnen, und von vergangenen Zeiten. Frau Wörner war in einem Dorfe, eine Stunde weit von Maria-Einöd geboren und kannte viele Sagen und Erzählungen, die jetzt nur mehr ältere Leute wissen und die von den Jüngeren entweder nicht mehr gekannt oder als kindisch verlacht werden.

Wir bezahlten und traten spät am Nachmittage den Heimweg an. Wir schlugen einen andern Pfad ein, der auf einen Hügel führt, von dem aus man eine schöne und weite Aussicht hat. Der

Rundblick hält lange an, denn man geht fast eine Stunde weit über mehrere Hügelrücken fort. Frau Wörner erklärte alle Dörfer kannte alle Kirchturmspitzen, ja selbst die einzelnen Höfe, die weiß oder rot aus der grünen Ebene hervorstachen. Als wir an einem besonders hübschen Punkt unter einer breitästigen Linde standen, fing sie an zu erzählen:

»In dem Pfarrdorfe, das Sie dort hinter dem kleinen Bühel ausnehmen können und in dem meine Muhme begraben liegt, war einmal ein Knecht bei einem Bauern im Dienst. Dieser Knecht besaß ein Schwarzbuch und hatte mit seiner Hilfe einen Teufel in ein Glas gebannt, dieses gut verpicht und drei Kreuze darauf eingegraben. Das unheimliche Ding trug er stets bei sich in einer Tasche seines Jankers. Der Knecht verdingte sich nur um hohen Lohn, denn er arbeitete für viere. Schuf ihm sein Brotherr am Abend die Verrichtungen für den nächsten Tag, so war schon alles getan, wenn das Gesinde am Morgen zur Arbeit ging. Wo aber der Knecht geschaffen hatte, dort verblieben am Boden jedesmal Stapfen wie von Bocksklauen. Des Teufels im Glase überdrüssig geworden, warf er ihn endlich weg, aber er wanderte stets in seinen Rock zurück. Er war nicht im stande, des bösen Zaubers ledig zu

werden und versenkte endlich den Rock mitsamt dem Glase in einen Sumpf. Aber die Strafe blieb für solche Vermessenheit nicht aus. Als er auf dem Katzbrenningergute Futter schnitt, spritzte von der Höhe eine schwarze Flüssigkeit herab und schlug ihn mit einem unheilbaren Aussatz.

Links von dem Pfarrdorf steht ein Bauernhof auf einer Leithen, die ziemlich steil bergan steigt und auf der viele Hauselstauden wachsen. Dort diente eine Magd, deren Schwester im Hause meines Vaters — er war Kaufmann — bei uns Kindern Aufwärterin war und uns diese Geschichte so oft erzählte, bis man es ihr verbat. Die Magd sah die Bäuerin in der Thomasrauhnacht auf dem Misthaufen stehen. Das Weib war splitternackt und hielt in der linken Hand einen Besen, mit dem es in der Luft hin und herwachelte. Zu Füßen der Hexe war im Kreise eine Menge leerer Häfen aufgestellt. Plötzlich hüpfte ein Schwarm großer und kleiner Kröten heran und spie Schmalz in die Töpfe. Voll Abscheu sah es die Magd vom Schredl herab mit an, denn es war eine klare und mond- helle Nacht. Am andern Tag entlief sie in aller Früh aus dem Dienst.«

Wir schritten rüstig weiter. Von den Höfen klang das Gackern der Hühner herauf, und kleine

Falter mit schillernden Flügeln gaukelten zwischen den blühenden Schafgarben, die aus dem sandigen Boden hervorstiegen. Die Frau fuhr fort zu erzählen:

»Vor nicht gar langer Zeit lebte in dem Dorfe Apfelsbach bei Kleinzell ein Mann, der mit steirischem Vieh Handel trieb. Einmal, als er in einem Gebirgsdorfe nahe der Grenze über Nacht blieb, bemerkte er, daß die Bäuerin, bei der er wohnte, das Butterfaß mit einer Schmiere bestrich und außerordentlich viele und schöne Butter erhielt. Als er am Morgen ins Gäu zog, steckte er die Schachtel zu sich und gab sie zu Hause seinem Weibe, damit auch sie von der Schmiere gebrauchte. Einmal nun war der Viehhändler spät am Abend auf dem Heimweg von Neufelden her. Da begegnete ihm in einem Hohlwege ein Jäger, der eine Hahnenfeder am Hut und eine birrene Rinde in der Hand trug. In schnofelndem Tone sagte der seltsame Weidmann zu ihm, indem er ihm die ausgerollte Rinde entgegenhielt: »Da, schreib dich nur ein, du gebrauchst auch von meinen Sachen.« Der tödlich erschrockene Mann bekreuzte sich und eilte schnurstracks nach Hause, wo er die Schmiere zum Fenster hinauswarf.

Bei Lembach ist hinter dem Friedhof ein Kreuzweg. Dort soll der Teufel in der Nacht eine

Schwarzschule abhalten. Am Morgen sahen alte Marktbewohner früher des Oefteren den Boden mit Fröschen und Kröten, Nattern und Blindschleichen bedeckt. In der Pfarrkirche von St. Martin forderte der Pfarrer von der Kanzel herunter auf, es möchten doch gewisse Leute von dem Lesen der Schwarzbücher abstehen und ihrem abscheulichen Treiben bei Nacht entsagen. Er müsse sich bereits ins Gesicht sagen lassen, in seiner Pfarre seien neunzehn Hexen, und es sei auch wahr und er kenne alle. Der nämliche Pfarrer sagte zu einem Manne aus Falkenbach, der ihn gar flehentlich bat, sein sterbendes Weib mit den letzten Tröstungen zu versehen: ›Ich weiß es, es ist zu spät, sie kennt ohnehin ihren letzten Gang‹.«

Wir wanderten wieder durch Wald und über kleine, von Buschwerk und Fichten eingerahmte Wiesen. Es begann zu dämmern. Mystik, Grauen und Gespensterfurcht kroch unter den Blättern der Bäume hervor, huschte zwischen den borkigen Stämmen alter Föhren hindurch und über die wurzelverdeckten Wege, raschelte in den Farren und strich mit dem kalten Lufthauch der nahenden Nacht über Stirn und Wangen. Das Gruseln lief mir über den Nacken und über den Rücken und hielt mich bald zurück, bald trieb es

mich an, zu fragen und zu bitten, weiterzuerzählen, bis Frau Wörner wieder mit leiser Stimme, die meine erwartende Erregung nur noch mehr steigerte, aufs neue begann:

»In einer Keuschen in der Nähe von St. Radelgund lebte vor langen Jahren eine sehr alte Frau, die die Leute aus der Umgebung allgemein als eine arge Hexe bezeichneten. Ein Müller von Eschelberg sah sie, wie sie mit Adl ihre Milchtöpfe ausspülte und sodann in der Sonne trocknen ließ. Schon lange war der leibhaftige Teufel im Bunde mit ihr. Sie hatte drei Töchter, Dirnen wie von Milch und Blut, und die jüngste und schönste von ihnen verführte sie und gab ihr Unterweisung in ihrem schändlichen Handwerk. Ein junger Schmied verliebte sich sterblich in das Mädchen und führte sie endlich als sein Weib heim in sein einsames Haus, das am Rande eines dichten Waldes lag und vor dem die Bergstraße vorbeiging, die gegen Böhmen und seine dunklen, schweigsamen Wälder führt. Der Schmied war anfangs sehr glücklich. Seine Gattin liebte ihn, die Wirtschaft ging vorwärts, seine Werkstatt bekam immer mehr Zuspruch, auf seinen Feldern stand das schönste Korn und der beste Weizen, das Vieh im Stall gedieh, und in allen Unternehmungen hatte er Erfolg. Sein Weib gebar

ihm nach Jahresfrist ein Kind, ein allerliebstes Dirnlein, das gesund und pausbackig wurde und mit seinen Patschhändchen schon nach des Vaters Bart griff, um ihn daran zu zausen, wenn er das kleine Ding auf seinen Knien schaukelte oder mit seinen beiden kräftigen Armen in die Höhe hob, daß es laut aufjauchzte und im ganzen Gesichtchen lachte. Aber die Frau des Schmiedes wurde immer blasser und schweigsamer. Still und traurig ging sie im Hause umher und oft seufzte sie tief und schwer, wenn sie über ihres Dirnleins lockiges Haar fuhr. Und wenn das Kind gar am Abend, sobald die Kirchenglocken zum Ave einluden, die Händchen faltete, wie es dies der Vater gelehrt hatte, und recht innig sprach: ›Liebe, süße Gottesmutter, b'hüt mich allzeit vor Sünd' und Schaden,‹ dann konnte sie bitterlich weinen und ließ sich von niemandem trösten.

Einmal, es war schon gegen Abend, und der Schmied, der eben noch ein Pferd beschlagen hatte, räumte sein Werkzeug zusammen. Da war es ihm, als müsse er sich umwenden und zur offenen Türe hinausblicken. Draußen auf dem Rasen stand ein baumlanger Jäger, der dringend auf sein Weib einsprach. Dieses kam plötzlich aufgeregt zur Türe herein und bat ihren Mann gar flehentlich um drei Silberzwanziger. Der Schmied

wollte jedoch durchaus wissen, wozu sie das Geld benötige. Denn da er sparsam war und hart arbeiten mußte, rückte er nicht so leicht damit heraus. ›I derf dir's um all's in der Welt nöt sag'n, aber gib mir's, lieber Mann, bitt gar schön,‹ flehte die Frau. Aber der Schmied beharrte auf seiner Bedingung. Endlich ging sie noch immer bitterlich weinend wieder zu dem fremden Jägersmann hinaus, dem sie heimlich etwas sagte und ihn zurückhalten wollte, indem sie wie verzweifelt die Hände rang. Doch der wandte sich ab und ging mit schadenfrohem Lächeln von hinnen. Bald darauf wurde die Schmiedin krank, und als sie auf dem Sterbebette lag, gestand sie ihrem Manne, daß sie eine Hexe und nun für ewig verloren sei.

›Hätt'st du mir damals die drei Silberzwanz'ger geb'n, so hätt' i mi no loskaufen können, aber jetzt is scho z' spat.‹ Sie bat ihren Mann unter bitteren Tränen, das Kind von der Ahnl fern zu halten, sonst käme auch dieses ins Verderben.«

Der Mond löste sich schon als eine runde, blanke Scheibe von dem dunklen Himmel ab und goß ein mattes, fließendes Licht über die gerundeten Höhenzüge ferner, brauner Hügel. Auf ei-

ner Lichtung lagen gefällte Stämme durcheinander, und auf einigen von ihnen waren drei Kreuze eingehauen.

»Es ist dies wohl ein frommer Brauch, Hans?«

»Ich weiß es nicht recht, Herr Gottfried, aber ich habe das schon oft bemerkt. Nicht alle Holzhauer machen es so, nur mehr die älteren, und die wissen wohl auch nicht, warum sie es tun, sondern schlagen die Kreuze in den Stamm, weil sie es von noch älteren Leuten so gesehen haben.«

»Sie werden vielleicht schon von den Moosweibchen gehört haben, Herr Gottfried,« sagte die Mutter.

»Gewiß, sie sollen in den Wäldern hausen, ihr Leben ist an die Bäume geknüpft, die sie beschützen, und sie müssen sterben, wenn ein solcher Baum entrindet oder gar gefällt wird. Sie sind nicht viel größer als ein Kind, verkehren freundlich mit den Menschen, helfen den Holzleuten bei ihrer Arbeit und beschenken sie manchmal. Ihr größter Feind ist der wilde Jäger, der ihnen wütend nachstellt und sie, wenn es ihm gelingt, sie zu ergreifen, in Stücke reißt. Auch in meinem Mutterland, im Salzburgischen, sind sie wohlbekannt, und unsere alte Wärterin erzählte oft, sie

habe in einem Walde bei Großmain ein Moosweibchen auf einem Steine sitzen gesehen, wie es mit Bucheckern nach einem roten Eichhorn warf, das von dem Stamme einer Fichte herunterlugte. Als sie aber auf dasselbe zugegangen sei, sei es plötzlich verschwunden gewesen.«

»Es wurden früher hier viele Sagen über die Holzweibchen erzählt, ich selbst habe davon gehört, und mein seliger Mann, der, wie Sie wissen, Schulmeister gewesen ist, hat derlei Dingen eifrig nachgeforscht und viel solcher Märlein in ein großes Buch eingeschrieben. Es ist leider verloren gegangen, aber ich habe des öfteren darin gelesen und noch einiges davon im Gedächtnisse behalten. Im Rannatal ging einst ein dem Trunke ergebener Bauer vom Wirtshause nach seinem Hof. Da hörte er in der Richtung von Böhmen her ein verworrenes Geheul zu seinen Häupten, Rossegewieher und Peitschenknallen, Hundegebell und Rabengekrächz, das Poltern von Wagen und das Schreien vieler Stimmen. In seiner Trunkenheit begann er zu juchzen und mit seiner weinschweren Zunge zu schnalzen, wie es die Treiber auf der Klopffjagd machen, wenn sie das Wild erschrecken und aus seinen Verstecken aufscheuchen wollen. Da hörte er mit einem Male die Stimme des wilden Jägers: »Brav, Kamerad, sollst

auch deinen Teil haben.< Als er am andern Morgen zu seinen Pferden sehen wollte, hing ein Viertel eines Moosweibchens an der Stalltüre. Der Bauer erschrak und ging unverweilt zum Pfarrer, dem er alsbald reuig sein mutwilliges Beginnen beichtete. Der Geistliche erteilte ihm einen ernstlichen Verweis und ermahnte ihn eindringlich, sich in Hinkunft zu bessern und solch wüstem Treiben zu entsagen. Um keinen Preis der Welt aber solle er sich verleiten lassen, das Fleisch auch nur zu berühren. Der Bauer gehorchte, und das unheimliche Wildbret verschwand ebenso unbemerkt, wie es auf den Hof gekommen war. Der Bauer soll aber seines Lebens nicht mehr recht froh geworden und in kurzer Frist darauf gestorben sein.

Etwas anmutiger ist eine Geschichte von einem Holzweibchen, die ein alter Bauer meinem Mann erzählt hat. Im sogenannten Sauwald, der am linken Donauufer unterhalb von Engelhartzell beginnt und sich bis gegen Passau hinzieht, fällte ein junger Bursche Holz und wollte eben, da die Abenddämmerung hereinbrach, mit der Arbeit aufhören, um nach Hause zu gehen, denn er hatte noch ein gutes Stück Weg vor sich. Da stand plötzlich ein Moosweibchen, nicht größer als ein

dreijähriges Kind, vor ihm, streckte seine dünnen Aermchen aus und bat ihn inständig mit einem feinen, zirpenden Stimmchen, er möge um Gottes Barmherzigkeit willen drei Kreuze in die gefällten Bäume einhauen. »Es wird für Euch und für uns gut sein,« bettelte das Wichtlein. »Wir werden des Nachts ohne Unterlaß vom wilden Jäger und seinen Hunden gehetzt und können anders keine Ruhe vor ihm finden, als wenn wir uns auf einen gefällten Baum setzen, in dem drei Kreuze eingeschlagen sind. Dann kann er uns nichts anhaben und muß uns zu Frieden lassen.« Der Bursche dachte, das Kreuz, an dem unser Herr und Heiland gehangen hat, ist immer ein gutes und segenbringendes Zeichen, und erfüllte die Bitte. Das Weiblein dankte gar sehr und wünschte dem Burschen viel Glück, was auch eintraf. Der Knecht erreichte ein hohes Alter und kam zu Wohlstand und Ansehen.«

Hans bat mich, ich möge doch auch eine Geschichte zum Besten geben.

Ich sträubte mich.

»Sie müssen erzählen. Sie haben noch gar nichts erzählt.«

»Doch, die Geschichte von dem Holzweibchen, das mit Bucheckern nach einem roten Eichhorn warf.«

»Ach, das war ja gar keine rechte Geschichte. Die gilt nicht. Sie wissen gewiß eine viel längere und viel schönere.«

»Eine längere vielleicht, ob aber eine schönere?«

»Darüber will ich urteilen.«

»Meine Geschichte ist gruselig, und es dunkelt bereits. Sie werden eine Gänsehaut bekommen.«

»Ich fürchte keine Gespenster, und auf meiner Türschwelle ist ein Hufeisen verkehrt aufgenagelt, als Wehr gegen Hexen und Truden.«

»Eben von einer Trude will ich erzählen. Wir Kinder wurden daheim von einer alten Frau aufgezogen, die schon in unsern Diensten stand, als meine Mutter noch ein ganz kleines Mädchen gewesen war, das sie auf ihren Armen herumtrug und betreute. Sie war eine seelensgute, aber sehr abergläubische Person und fürchtete stets für uns Kinder. Da war es einmal der böse Blick einer triefäugigen Alten, der mir Kreuzschmerzen angezaubert hatte, oder sie hatte jemand in Verdacht, daß er sich unsichtbar machen könne. Das war sehr leicht, man brauchte sich bloß eine Handvoll Farnkrautsamen in die Strümpfe zu tun. Als im Nachbarhause des Bäckers Söhnlein die Fraisen bekam und sich blau und rot schrie und die Augen verdrehte — das arme Büblein

ging daran zu Grunde — wußte sie unzählige Beispiele von Wechselbälgen und Kielkröpfen und hielt den armen Wurm allen Ernstes für einen Hexenbankert. Eines ihrer Schauermärlein ist mir besonders lebhaft in der Erinnerung verblieben. Sie hatte ein Geschwisterkind, die Rosl, die im Salzburgischen Flachgau bei einem Bauern als Stallmagd diente. Im Winter, an den langen Abenden gingen nun die Dirnen mehrerer Gehöfte bald zu diesem, bald zu jenem Bauern ins Spinnen. Wenn sie so im Zwielight des Kienspans, den man damals noch allenthalben brannte, sich gegenseitig von Räubern und Mördern, von Alraunln und vom Zauberer Jakl erzählten, so kam sie das Gruseln leicht an, und sie waren überfroh, wenn sich ihnen ein stämmiger Bursche zum Heimgang anbot. Nur die Rosl ging stets mit einer Freundin allein nach Hause, und da die beiden Bauern, bei denen sie zum Gesinde zählten, Anrainer waren, so kamen sie vor dem Schlafengehen über einmal auf einen kleinen Plausch zusammen. Als sie einst wieder von der Spinnstube in einer mond hellen Nacht nach Hause gingen, fragte die Stallmagd bei ihrer Freundin an, ob sie noch ein Stündlein mit ihr plaudern wolle. Diese tat aber sehr eilig und wollte sich auf einem Kreuzweg verabschieden. Wird nun eine Hexe

oder jemand, der es sonst mit dem Andern hält, auf einem Kreuzweg um sein Tun befragt, so muß er Red' und Antwort stehen. Ganz ohne Absicht wollte nun die Dirne wissen, warum ihre Begleiterin heute gar so früh nach Hause trachte. ›Weißt, i muaß heut' no druck'n geh'n,‹ erwiderte die Gefragte und war verschwunden. Nur ein braunes, flinkes Wiesel schlüpfte durch einen Gartenzaun. Die Magd aber gab von der Stunde an die verdächtige Freundschaft auf und mied bald das Dorf überhaupt.«

Wieder gingen wir eine Weile schweigsam nebeneinander her.

Die Mutter wandte sich zu Hans, der ich den Arm geboten hatte, damit sie nicht strauchle.

»Johanna, du mußt nun auch Herrn Gottfried noch etwas erzählen. Du hast als Kind dem Vater oft ganze Nachmittage keine Ruhe gelassen, bis er dir seine Geschichten zum Besten gab, oder aus seinen Sagenbüchern vorlas. Alles wirst du doch nicht vergessen haben.«

Hans wehrte sich, aber als ich sie hübsch artig und schmeichlerisch bat, fing sie munter zu plaudern an, frisch und ungezwungen, wie man einem Kinde erzählt, von dem man weiß, daß es alles glaubt und daß es lacht und jubelt und in die Hände klatscht, während die Großen ganz ernst

sind, denn sie sind so klug und lachen so selten und das Klatschen mit den Händen haben sie ganz verlernt.

So erzählte also Hans.

»Eine Mutter hatte einen Knaben, der gar nicht folgen wollte. Was die gute Frau auch anstellte, er schrie aus Leibeskräften oder zappelte mit den Beinen, er kratzte und stieß, kurz er war nicht zu bändigen. Eines Abends, just als der Schreihals zu Bette gebracht worden war, wollte seine Mutter ihn mit dem Kreuzeszeichen benedeien und seine Hände falten. Der böse Range ward aber unbändig wild, fauchte wie eine Katze und kreischte wie eine ganze Schar zankender Krähen. Da tat die erzürnte Frau einen lästerlichen Ausspruch, der Teufel möge ihr Kind holen, weil es gar so schlecht sei und ihr so viel Leid und Kummer bereite. Dann ging sie zur Kammer hinaus und ließ das Oellämplein auf dem Stuhl neben dem Bette stehen. Da erhob sich ein schwarzer Schatten auf der Wand, der hatte Kuhohren und Hörner wie von einem großen Ziegenbock und griff mit dürrn Krallenfingern nach dem vor Angst schlotternden Kinde. Das konnte die Zunge nicht mehr rühren und brachte keinen Ton aus seiner Kehle. Plötzlich mußte es heftig niesen. Draußen ging ein verspäteter Wandersmann vorüber, und als

er das Knäblein so laut niesen hörte, sagte er laut:
»Helf Gott!« Da mußte der Böse ablassen.«

»Ist das alles?«

»Ja, das ist alles.«

»Und wurde der schlimme Knabe nun fromm und gut?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube, er erschrak bloß und hat später alle guten Vorsätze vergessen.«

Sie schwieg plötzlich, als schäme sie sich und fürchte, etwas Törichtes gesagt oder ihre Erzählung schlecht vorgebracht zu haben. Ich fühlte ihre Befangenheit aus den Bewegungen ihrer Hand, die bis jetzt auf meiner Manschette geruht hatte und sich nun leise zurückzog, aus ihren verschüchterten Schritten und aus dem etwas veränderten Ton ihrer Stimme, mit der sie meine Fragen beantwortete.

»Sie wissen keine Geschichten mehr, Hans?«

»Nein, Herr Gottfried.«

»Auch keine ganz kleine?«

»Nein.«

»Wenn ich aber recht hübsch bitte.«

»Ich weiß keine mehr.«

»Wenn ich nun —«

»Ach — und die Mutter —«

Die Mutter rief uns nun zu:

»Acht geben, hier kommen Stufen, damit ihr nicht fallet.«

Wir stiegen einige hölzerne Stufen hinunter und befanden uns hinter dem Hause der Frau Wörner. Ich küßte der alten Dame die Hand und reichte Hans meine Rechte. Der Himmel war tief-schwarz wie dunkler Samt, und auf diesem Grunde funkelten tausende von Sternen und blitzten Millionen silberner Stäubchen.

Auf meinen Weg zum Abendbrot in den Marktflecken begleitete mich das Zirpen der Grillen, und die Stille der Nacht lag auf dem Land, wie eine schwarzgekleidete Frau auf den Fliesen eines Domes, still und traurig, betend und voll Andacht.

Tags darauf wiederholten wir unsern Ausflug, diesmal in der entgegengesetzten Richtung in ein enges, ruhiges Waldtal, das von einem schmalen Fließchen mit braunem, eisenhältigen Wasser entzweigeschnitten wird. Hans trug in einem geflochtenen Körbchen einen Jausenimbiß, und wir verzehrten die schmackhaften, belegten Brote unter einer weitgeästeten Linde, neben der ein Kapellchen erbaut ist, das ein frommer Landmann dem heiligen Leonhard, dem Schutzpatron eines blühenden Viehstandes, gewidmet hat.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, brachen wir auf. Im Weiterschreiten gewahrten wir zur rechten Hand auf einem steil abfallenden Felsen eine zerfallene Burg, auf deren zerbröckelnden Zinnen kleine Birkenbäumchen wuchsen, und aus deren Fenstern Brombeerranken und Schlinggewächse wie grüne Teppiche heraushingen. Ein Falke umkreiste sie hoch in der Luft in weitem Bogen, schrille Schreie ausstoßend, und ein Rabe suchte krächzend sein Nest in dem geborstenen Turm, der sich dräuend hart am Abgrund aus dem roten Porphyr erhob, noch in seinem Zerfalle trotzig, eine Rune, die eine vergessene Zeit der Welt von heute in ihr Antlitz preßte, und die von Waffenklirren und dem Rauschen hochgeschwungener Banner flüstert.

Hans sagte mir, als ich sie darum befragte, die Burg hätte selbst bei den ältesten Leuten keinen Namen mehr, aber in einer alten Chronik habe sie gelesen, daß sie einem Ritter eignete, der im fernen Morgenlande unter den Pfeilen der Sarazenen verschmachtete und der ein gar lieblicher Sänger gewesen sei, dessen Lieder die Edelfräulein des Landes in träumerischer Sehnsucht zur Laute sangen, ebenso wie die fahrenden Leute und die Bauern in den Weilern, wenn sie sich an lauen Abenden im Dörpertanz um die Dorflinde

schwangen. Heute sind seine süßen Weisen, seine herzliche Fraue und er selbst vergessen.

Hans bat mich, ihr von den Rittern und Reimern, von den Minnesängern und Troubadouren zu erzählen, von denen sie wohl schon gehört habe wie von Herrn Walter von der Vogelweide und dem Kürnberger, dessen Schloß im Wilheringer Forst gestanden haben soll, und den die Sage gar zum Dichter des Nibelungenliedes erhoben hat.

Wir nahmen ein wenig Platz auf einem trockenen Baumstrunk, der Burg gegenüber, die in der milden Spätnachmittagsonne friedlich verklärt uns zu grüßen schien.

»Minnesänger, ihr losen Vögel mit dem süßen Schall, ein Hauch von euren Harfen zieht noch an stillen, warmen Sommertagen durch die Gelände, aber nur wenige haben so feine Ohren, daß sie den zauberischen Klang vernehmen könnten.

Dir gebührt wohl die Krone, Herr Walter vom Vogelweidhof, und Rosen und Gelbveigelein um Deine Zither. Aber vergesst auch der andern nicht, die kein steinern Denkmal haben, und von denen man die kleinen und die großen Schulkinder nichts lehrt. Friedrich von Hausen hatte Honigseim im Mund und Herr Heinrich von Veldeke

hat als erster den Minnesang künstlerisch gebildet. Viel edle Namen wüßt' ich noch zu künden. Wolfram von Eschenbach, der auf der Wartburg sang vor Klingsor, dem großen, düstern Meister aus dem fernen Ungarland und vor viel hundert Grafen, Rittern und schönen Frauen, Heinrich von Morungen, und den sie Frauenlob nannten, Herr Heinrich von Meissen, gar gelehrt und spitzfindiger Reimereien kundig, Neidhart von Reuental und Du, Nachtigall aus fränkischem Land, Otto von Botenlaube, Herr Ulrich von Liechtenstein, der als Frau Venus mit süßem Schall durch die deutschen Gaue zog, und Reinmann von Brennenberg, Christian von Hameln, Gottfried von Neifen und Schenk Ulrich von Winterstetten, Burkhard von Hohenfels und Hiltbold von Schwanegau, Walter von Metz und Wolfger von Leubrechtikirchen, der deutsche Patriarch von Aquileja, auf dessen Burg Soffumberg Herr Walter zu Gaste geweilt, ein deutscher Priester von echtem Schrot und Korn, den selbst der Bann nicht mürbe machte, und der treu zum Reich und zu seinem Herrn hielt und dem Papste das Recht bestritt, sich in die Wahl des deutschen Kaisers einzumengen. Der Minne Fürgedanc ist von ihm, und noch Rudolf von Enns kannte sein Preislied

der Staufen. Als Greis von mehr als achtzig Jahren schloß er seine müden Augen und wurde in einem steinernen Sarkophage in seinem Dom zur letzten Ruhstatt beigesetzt. Fern in den Tälern von Friaul sang der Burggraf von Lüenz von Minnelust und Minneseligkeit. Und nun noch zum guten Beschlusse ein Name von gar gutem Klang, Herr Reinmar von Zweter.

In der goldenen Provence sangen zu jener Zeit, die sich ebenso gern an süßen Liedern wie an frischem Blute berauschte, die Troubadoure. Wie stolze Paradiesvögel schreiten sie einher in dem blütenreichen Zaubergarten mittelalterlicher Dichtkunst.

Wilhelm der Neunte, Graf von Poitiers, war einer der reichsten und mächtigsten Herrn in ganz Frankreich, kriegerisch und prunkliebend, handelsüchtig und gastfrei. Von losen Sitten wollte er ein Kloster errichten, das der irdischen Liebe geweiht sein sollte, und ein wenig indiskret nennt er in einem seiner Lieder zwei adelige Damen als Abt und Prior. Der Dauphin der Auvergne, Robert, sammelte ein Jahrhundert später im Hochlande eine große Zahl von Troubadouren um sich, war freigebig bis zur Verschwendung und hielt bei Geigenschall und Flötenspiel große

Gastereien ab. Seine Schwester ward viel gefeiert, und als einer seiner Troubadoure seines Feindes Gattin entführte, ward er darob von seinem Herrn beschützt. Plötzlich aber kriegte der Dauphin die ganze Minnesängerei gründlich satt und jagte die Lautenspieler zum Teufel. Von wannen ab er bei den Troubadours als ein Pfenigfuchser und als furchtbar geizig ausgeschrien wurde, bei Hinz und Kunz aber, den biedern Bürgern, den Tuchscherern und Leinewebern aus Nimes und Toulouse, für einen braven, fürsorglichen Landesvater galt. Großen Ruhm erntete Marcabrun, obgleich seine Dichtungen voll wunderlicher, menschenfeindlicher Schrullen sind. Sein Gönner war ein Troubadour vornehmster Abstammung, Jaufre Rudel, Prinz von Blaga. Und nun reiht sich Name an Name, gleich den goldenen Gliedern einer fürstlichen Prunkkette. Raimbaut von Orange, der glühende Liebesverse mit Beatrice von Dir tauschte, Bernart von Ventadour und der mystische Arnaut Daniel, Aimeric von Pequilhaun und Raimbaut von Vaqueiras und Guilhem de Cabestaign, der an der Seite des Grafen von Toulouse tapfer für die Albigenser focht und einen ehrlichen Schlachtentod fand. Er hat ein von traurig wilder Leidenschaft

durchpulstes Gedicht hinterlassen, die Geschichte einer unerlaubten Liebe, die in Blut und Tränen erstickt. Er erzählt, er liebe eine Frau, deren Haare weich wie Seide, deren Haut rosig wie Mandelblüten im April, deren Augen wie zwei tiefe Brunnen seien. Ihr Gatte, eifersüchtig auf so viel Anmut und Liebreiz, tötete den Sänger, ließ ihm das Herz aus der Brust reißen, es in rotem Wein sieden und ein Ragout daraus bereiten mit würzigen Kräutern und Muskateln und setzte es der Ahnungslosen auf einer goldenen Schüssel als ein seltenes Gericht vor. Als sie davon aß, wurde ihr unsagbar weh in der Brust, und als ihr Kunde wurde von der grauenvollen Tat, verfiel sie in Wahnsinn. Der König von Hispanien richtete den Mörder und erbaute über dem Grabe des Troubadours einen Dom, in dem über dem Hochaltar die Jungfrau, von Engelsköpfen umgeben, in goldige Wolken hineinschwebte. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache etwas anders. Die Geliebte, an die das Gedicht gerichtet war, war eine Witwe und die Jahre hatten den Schmelz der Jugend von ihren Wangen gewischt. In Liedern voll ritterlicher Tapferkeit und mit der inbrünstigen Seele des Mittelalters predigte Pons de Cadolph den Kreuzzug und Guiraut de Borneilh zog selbst mit Richard Löwenherz ins heilige Land und

sandte von dort einen Boten mit einem Gedicht an seine Geliebte. Ihm träumt, ein Sperber setze sich zutraulich auf seine Faust, und er frage seinen Herrn, den Fürsten von Antiochia, was dieses bedeute. Scherzhaft neckt ihn dieser, er werde eine fröhliche Geliebte bekommen. Da klirren Waffen vor dem Zelt, Rosse wiehern, und langgezogen schallt der Feldruf durch die Lagergassen. Fern ist die Geliebte, und er fühlt sich einsam und verlassen. Voll wilder Kampfeslust war Bertrand de Born, der Meister der Sirventes, —« Hans unterbrach mich mit einer Frage, die ihre lebhafteste Anteilnahme an meinen Erzählungen verriet:

»Was ist das, Sirventes?«

»Sirventes waren Lieder, die im Dienste eines Herren Politik, Krieg, Moral oder Religion bald beschirmten, bald verhöhnten. Es war ein primitiver Journalismus, aber er war ästhetischer, als es heute der beste politische Leitartikel sein kann.«

»Von Bertrand de Born habe ich gelesen, und im Pensionat mußten wir das schöne Gedicht von Uhland auswendig können.«

»Nun Bertrand de Born war eine Kraftnatur. Er war voll wilder Kampflust und voll gefährlicher, listiger Hinterhalte und Intriguen, aber auch voll goldiger Freundschaft zu Heinrich, lo rey joven,

und zu Richard Löwenherz. Auch Heinrich dem Löwen stand er nahe und besang seine Gattin, als sie mit dem vom Glück verlassenen Gefährten in der Normandie das harte Brot der Verbannung aß. Wild hatte er gelebt, still starb er als Mönch in seiner Zelle zu Dalon. Der strenge Dante Alighieri schätzte den Dichter streitbarer Gesänge, aber er hielt ihn auch für den Urheber der blutigen Kriege zwischen der roten und der weißen Rose und der Zwistigkeiten im Hause der Plantagenet, der stolzen Herren aus Engelland mit dem Ginsterzweig als Helmzier im hohen Wappen, und verbannte ihn dafür in den Pfuhl der Hölle. So steht es zu lesen in der divina comedia.«

»Es hat wohl auch noch andere Troubadours gegeben, Herr Gottfried?«

»O, es hat deren noch sehr, sehr viele gegeben. Peirol von Auvergne, einst ein berühmter Troubadour, der, von seinen Gönnern verlassen, als einfacher Spielmann auf den Messen herumzog und in Dürftigkeit und Siechtum sein Leben zu Ende fristete, und Guilhem Figueiras, der manchen Strauß mit den Prälaten und den feisten Pfäfflein der Provence ausfocht. Seine Freunde streuten über ihn das Gerücht aus, die Clerisei

habe ihm aus Unmut und Rache den Prozeß gemacht und habe ihn verbrennen lassen. Aber es wird ihm kein so grausames und hartes Schicksal zu Teil. Er wanderte nach Italien aus und dort ist er verschollen. Auch Savaric von Mauléon und Gaucelm Faidit genossen großen Ruhm.«

»Und weiß man von diesen beiden nichts?«

»Nichts Wesentliches. Da ist Peire Vidal viel interessanter. Er genoß den größten Ruhm als Troubadour. Er war der Sohn eines Kürschnermeisters aus Toulouse, ein bizarrer Geist, aber voll ritterlicher Gesinnung. Er machte einen Kreuzzug mit und schloß ein Ehebündnis mit einer Griechin aus Cypern. Leichtgläubig wie er war, redete man ihm ohne Mühe ein, daß sie eine Verwandte des Kaisers von Byzanz wäre. Tatsächlich nahm er das Märchen ernst, spielte sich in seinen Liedern den Genuesern gegenüber als ihr Kaiser auf und versprach ihnen, eine Flotte auszurüsten, um Byzanz zu erobern. Nun, während er für diesen abenteuerlichen Plan um Anhänger warb, geriet er in einen argen Liebeshandel mit einer Schloßherrin, die den Spottnamen Loba, die Wölfin, trug. Nun verfiel er auf eine völlig verrückte Galanterie. Er ließ sich in Wolfsfelle einnähen und von Hunden hetzen und wurde dabei schwer verwundet. Schließlich wurde er ein

vollendeter Narr und ging, von aller Welt verhöhnt, in bitterster Armut und grenzenloser Verkommenheit zu Grunde.«

»Und hat es nur in der Provence Troubadoure gegeben?«

»O, nein, die gab es auch in Spanien und Belgien und allenthalben in den romanischen Ländern.«

»Ich dachte früher immer, Herr Gottfried, Troubadoure habe es nur in Italien gegeben. Als wir einst in München waren, haben wir eine schöne Oper gehört, der Troubadour. Ich spiele gerne daraus auf dem Klavier.«

Die Mutter lächelte.

»Und weiß man nichts mehr von italienischen Troubadouren?«

»Gewiß, man kennt alle ihre Namen. In Italien war der bekannteste Troubadour Sordello, ein kleiner Nobile aus Mantua. Er entführte die Cunizza, die Frau seines Herren, um sie ihrem Bruder zurückzubringen, dem berüchtigten Ezzelino da Romano.«

»War das auch ein Troubadour?«

»Nein, das war kein Troubadour. Ezzelino da Romano war das Oberhaupt der italienischen Ghibellinen, ein Sohn Ezzelinos des Mönchs. Es ist gar nicht sicher ausgemacht, ob seine Sippe

nicht deutscher Abstammung war. Er gilt in der Weltgeschichte als einer der grausamsten und blutigsten Gewaltherrscher. Hartherzig und ohne Erbarmen ließ er mehr als fünfzigtausend Todesurteile vollstrecken. Allgemein gehaßt folgte ihm ein entsetzliches Andenken, und in einem Meer unendlicher Greuel erlosch ein Jahr nach seinem Tode sein fluchbeladenes Geschlecht.«

»Und was wurde aus Sordello?«

»Sordello fing mit der Cunizza eine Liebschaft an. Aber bald dünkte ihm seine Lage gefährlich, und er flüchtete in die Provence. Dort nahm man den berühmten Troubadour mit offenen Armen auf. Die Großen des Landes schenken ihm ihre Gunst, mit Karl von Anjou zog er nach Neapel und erhielt dort reiche Lehen. Bald darauf starb er.«

»Ah, es hat eigentlich mit allen diesen Troubabouren schlimm geendet, und alles, was man von ihnen hört, ist eine traurige Kunde.«

»Nicht doch. Gerade unter den italienischen Troubadouren gibt es einen, der ganz gut der Mittelpunkt eines Lustspieles sein könnte. Wie eine fein ziselierte Figur voll von Humor erscheint Dante du Maiano, ein grämlicher, alter Aristokrat aus Florenz, der sich der provenzali-

schen Sprache bediente, wenn er seine Verse niederschrieb, stilvoll rytmisierte Verse voll zierlicher Wendungen, aber auch voll schulmeisterlicher Pedanterie und öliger Glattheit. Mit stolzem Nasenrümpfen und sehr von oben herab hielt er dem jungen Dante Alleghieri und dessen Freunden vor, daß sie nicht ordentlich dichten könnten, ein Vorwurf, der ihn bekannter machte als seine eigenen Verse.«

»Und wann endete die Zeit der Troubadoure? Wer war der letzte von ihnen?«

Die Mutter, die sich mit einer Häckelarbeit beschäftigte, schüttelte lächelnd ihr Haupt.

»Als der letzte der Troubadoure gilt Guiraut Ricquier, als die Dichtkunst aus adeligen in die Hände des Bürgertums übergang in der Provence ebenso wie im heiligen, römischen Reich deutscher Nation. Es kamen die Meistersinger und schenken uns Hans Sachsen, der der Muse der Dichtkunst auch ein trefflich Schuhzeug anzumessen verstand.«

Frau Wörner erhob sich und drängte zum Aufbruch:

»Das ist ja alles sehr schön und lehrreich, Herr Gottfried, was Sie uns erzählt haben, aber wir haben noch ein tüchtiges Stück Weg vor uns und müssen uns gehörig sputen, wenn wir noch vor

Einbruch der Dunkelheit nach Hause gelangen wollen.«

Der Heimweg führte uns durch einen gepflegten Niederwald mit mehreren, breiten Durchschlägen, an etlichen einschichtigen Gehöften und bei einer halbverfallenen Schmiede vorüber, über deren Eingang ein Spruch von gar geradem und frommen Sinn stand:

»Dem Herrn sei Lob und Preis gesagt,

»So lang der Hammer Eisen schlaggt.«

Ich nahm herzlichsten Abschied von den schlichten, guten Leuten und wanderte in den Marktflecken zum »goldenen Rössel«, wo ich den Abend bei einigen Gläsern Bier verbrachte und mich zu einer Tarokpartie verleiten ließ mit dem Förster, dem Oberlehrer und einem Mediziner in höheren Semestern, der seine Ferien am heimatlichen Herd verbringt.

Als ich heute Morgen erwachte, lag grauer Nebel über dem Land, und ein sanfter, dichter Regen tränkte die durstigen Ackerschollen. Unter allen Blättern, an allen Zweigen hingen Tropfen, flossen ineinander und rannen als kleine Bäche durch die Furchen der Rinde und über die Stake-ten an den Mauern, wo Pfirsichbäume und Zwer-

gobst gezogen werden. Die kupfernen Dachrinnen sammeln das Naß, und die mit einem dicken Pelz von Grünspan überzogenen Wasserspeier haben endlich wieder einmal etwas zu tun. Wenn auf dem Weg zwischen dem Schlosse und dem kleinen Hause der Frau Wörner ein paar Frauen vorübergehen, so heben sie ihre Röcke hoch, treten breitspurig über die Lachen, und von ihren riesigen Schirmen tropft und strömt es auf die feuchte, aufgeschwemmte Erde, die mit tausend Mäulern schluckt und trinkt. Die Fenster stehen weit offen, kühle Luft streicht in das hohe Gemach, die weißen Gardinen bewegen sich ein wenig, ein schwacher Wind bringt neue Wolken vom Süden her, lockere, weiße Dunstgewebe, die rasch unter der schweren, bleigrauen Wolkenmasse dahinsegeln, in langen Streifen niederhängen, sich in den Aesten der Bäume verwickeln und sich endlich auf die Wiesen hinlagern, als dunste und braue heute jedes Gras und jeder Halm. Ich rücke meinen Stuhl vor den großen Schreibtisch, beginne in seinen Laden herumzukramen und Ordnung zu machen.

Viel ist es nicht, was ich da finde. Ganze Pakete von Briefen, manche sind noch im Kuvert, manche ohne Verschuß, numeriert und aneinander-

gereiht, mit farbigen, seidenen Bändern umwunden, Photographien und Ansichtskarten, amtliche Schriftstücke, ein Taufschein, eine Abschrift des Testamentes meiner Mutter, Rechnungen, einzelne Zettel mit Notizen oder Anschriften, Zeitungsausschnitte, Visitenkarten, ein entsetzlicher Wust, ein Gemisch der Plattheiten des alltäglichen Lebens, Erinnerungen an gehabtes Leid, an längst entschwundene Gefühle, die nie mehr lebendig werden können und uns nur die Kälte in unserem Innern recht fühlbar machen. Ganz am Grunde der Lade liegt ein Päckchen, in ein verblaßtes, rotes Seidentuch gewickelt, mit einem Goldfaden verschnürt. Was mag es enthalten? Ich erinnere mich nicht. Ein ganz feiner Duft von Veilchenpulver strömt heraus, wie ich den Faden durchschneide und den feinen, brüchigen Stoff auseinanderschlage. Noch eine Lage von buntem, mit Maßlieb und Viole bedruckten Seidenpapier — was dann? Ein paar Briefe, eine Silhouette, eine Photographie, ein paar vertrocknete Blumen und eine Locke wie von einem Kinde, weich, glänzend, duftig und zart. Langsam lösen sich die Bilder los, aber nun steht mit einem Male alles klar und deutlich vor mir, als sei es erst gestern gewesen, und als spürte ich noch den warmen Druck ihrer Hand. So hatte ich dich

ganz vergessen können, Hermance, und wir hatten uns doch geliebt, so innig, so heiß, wie nur die ganz törichte Jugend lieben kann. Freilich du warst so zart, so wie ein Hauch, es blieb kein Erinnern an dich, als du entschwandest, du warst wie ein Gedanke, wie eine Phantasie, und Phantasien verblassen und vergehen, wenn sie auch noch so glühend und farbenprächtig gewesen sind.

Es kommt mächtig über mich, ich sinke in den Stuhl zurück, falte die Hände und bin eine willenlose Beute all der Gefühle, die über mich hereinstürzen.

O wie herrlich, wie göttlich waren diese Tage, die ich so ganz vergessen konnte. Als ich sie kennen lernte, war sie schon krank, unrettbar krank, aber gerade deshalb liebte ich sie so, weil ich jede Minute auskosten wollte, in jede sekundenlange Liebkosung die Zärtlichkeit langer Jahre legte, um die Zeit und den Tod zu betrügen. Und sie klammerte sich an mich mit einer Glut und einer Lust zu genießen, die die fürchterlichste Art des Kampfes gegen ihre Auflösung darstellte. Sie wollte ihre Spuren hinterlassen, sie ließ sich nicht so brutal von der Tafel des Lebens auslöschen. Sie wollte nicht ein, sie wollte hundert, tausend Leben gelebt haben. Und doch hatten

wir uns nie vereinigt. Aber unsere Sinne vertausendfachten ihre Aufnahmefähigkeit, und eine Berührung wurde zu einem Schauer, zu einer Ahnung der höchsten, nie erreichbaren Gefühle, die wir nicht schildern, nicht einmal ausdenken können. Sie starb in meinen Armen, ganz still, ohne ein Wort. Es war sehr heiß in dem Gemach, und die Luft war geschwängert von dem Duft halbverwelkter Hyacinthen und Tuberosen. Hinter einer Porzellanplatte, auf der der Tod des Adonis dargestellt war, brannte ein Licht und beleuchtete nur das Bett. Ich erinnere mich mit einem Male an alles, und meine sündhaften Gedanken von damals gewinnen ihre Herrschaft über mich von neuem. Mir ist wie an jenem Tage kurz vor ihrem Hingange, als ich in dem düsteren, kapellenartigen Nebenzimmer wartete, bis sich der Arzt entfernt hätte, und meine Sinne in einer seltsamen, eingebildeten Orgie schwelgten, die wohl sündhafter war als alles, was wir mit unserem Leibe beginnen können.

Ich blickte von ungefähr auf mein Bett und sah ihre gebrechliche Gestalt in den zartesten Umrissen auf den Kissen liegen. Ich mußte mich der Versuchung hingeben, jenen krankhaften Lüsten die Herrschaft über mich einzuräumen, und sie

leiteten mich sanft hinüber in jene Traumgegenden, aus denen wir so schlaff und entnervt ins Leben zurückkehren.

Ich sitze an ihrem Bett und sehe sie an, lang, durchdringend.

Aus ihren müden Augen winkt der Tod.

Gib mir die Hand!

Wie feucht und kühl sie ist. Ich möchte jede einzelne dieser feinen, türkisblauen Adern küssen und Perlen und rote Korallen um die Knöchel deiner seinen Gelenke winden. Und dann will ich einen Kranz weißer Gardenien auf deine Stirne drücken unter die tiefschwarzen Botticelliflechten mit ihrer erlesenen Pracht und Schwere. Und so sollst du an meinem Herzen sterben, nackt und blaß, wie ein sehr zartes Kunstwerk aus feinem Elfenbein, dessen goldenes Räderwerk auf einmal stille steht, weil nur ein einziges Körnchen Staub irgendwo zwischen den Federn und Schrauben steckt.

Nein, du bist viel zu göttlich, um jemals gelebt zu haben, dieses Leben voll häßlicher, gemeiner Bedürfnisse, in dem jeder Atemzug eine Entweihung für dich ist, jeder Schritt eine Befleckung.

Weg mir allen Kleidern. Kein Byssos ist so fein, daß er nicht die göttliche Nacktheit deiner Haut verwunden könnte. Komm, Anadyomene, die du

beim ersten Atemzuge starbst, rein und keusch, wie du dem weißen Meeresschaum entstieg. Auf gelber Seide sollst du ruhen und auf weißen und cyanfarbenen Chrysantemen. Deinen Busen will ich mit Orchideen bedecken, mit pardelfarbenen, die ihre Kelche gierig öffnen und lüstern aus ihrem Blumenrachen nach deiner Jungfräulichkeit züngeln. Und dann will ich in silbernen Girandolen schlanke Wachskerzen anzünden, die ihren Schein auf deine blassen Lider schütten und die dunkeln Schatten unter deinen Augen küssen sollen.

Du hast nur mir gehört, nur mir allein.

Und ich habe dich besessen und genossen, wie nie zuvor ein Mann ein Weib besaß, und habe dich doch nie berührt.

Gib mir deine Hand. Jetzt flüstert die Nacht leise den Brautgesang, und der blasse Mondschein liegt auf deinem Blütenmund.

Laß mich mein Haupt in deinem Schoß vergraben, das Leben grüßen, laß mich deinen Herzschlag hören. So — so ist's recht, immer leiser, immer stiller, so — so. Wie schlaff ist deine Hand, dein Lächeln ewig wie das Lächeln vatikanischer Madonnen.

Jetzt bist du mein — auf ewig mein!

Wie lange muß ich von diesem Schemen gefangen gehalten worden sein! Es ist Mittag vorüber, es hat zu regnen aufgehört, und mein Schreibtisch ist voll Sonne. Auf dem grünen Tuch macht sie gerade so lustige Kringel wie auf der schönsten Wiese.

Es ist gefährlich, sich mit den Toten zu beschäftigen. Sie können eher zum Leben erwachen, als wir ahnen. Ich bin schon bestraft für meine ungesunden, krankhaften Gedanken, denen ich mich gestern mit einer wahren Wollust hingab. Da der Regen aufgehört hatte, wollten wir nachmittags zwischen den Feldern spazieren gehen. Ich ging neben Hans, aber es wollte der ungewogene, frische Ton nicht aufkommen, das Herzliche, das Freie, Ungebundene. Ich mußte immer an Hermance denken, mußte zwischen ihr und meiner kleinen Freundin Vergleiche ziehen und fand gewisse Aehnlichkeiten, die mich bald freuten, bald verstimmten. Schließlich war mir's, als ob sich ein leichter Nebel über die Landschaft legte, alles erschien mir so starr in den Farben, Hans selbst blässer als sonst, wo sie doch in der prächtigsten Gesundheit eines Landmädchens blüht. Die Sonne schien heiß auf den nasen Boden nieder, und am Horizont stiegen

schwere Dunstwolken auf. Als wir uns am Abend trennten, sah sie mich teilnahmsvoll an. Sie merkte mein verändertes Wesen. Sonderbar, wie feinführend sie ist, obwohl sie niemals in einem großen, gesellschaftlichen Verkehr gestanden hat, am allerwenigsten mit jungen Männern, und gar mit solchen, die alle möglichen Schrullen besitzen, alle erdenkbaren Stimmungen und Verstimmungen mit sich herumtragen.

Am Abend setzte ich mich ganz allein in eine Ecke, nicht an meinen Stammtisch, wo ich sonst mit dem Förster und dem Wirt, dem Bürgermeister und dem Arzt zu plaudern pflege über die Landwirtschaft, über die Ernte, über die neue Währung oder gar über Politik, wovon ich samt und sonders nichts verstehe. Ich trank mein Bier bald aus und ging nach Hause, wo ich noch lange alles Mögliche las, ein paar Briefe schrieb und meine Ansichtskarten, die ich für Hans aufbewahrte, durchstöberte, nur um auf andere Gedanken zu kommen. Umsonst, ganz umsonst. Ich erinnerte mich an eine seltsame Erzählung, die ich einmal irgendwo in einem alten Buche gelesen hatte, von einem Magier, der um einen Zauber wußte, mit dem er Abgeschiedenen auf Augenblicke ihre frühere Gestalt wiedergeben

konnte. Einstmals rächte sich ein solcher Schemen, indem er nicht mehr fortging, sondern stets um den Magier blieb, immer mehr greifbare Gestalt annahm, immer körperlicher wurde, in dem Maße, als der andere an Kraft und Gesundheit abnahm, bis er ihm das Leben aus dem Körper gesogen hatte wie das Mark aus einem hohlen Knochen. Spät nach Mitternacht erst suchte ich mein Lager auf, lange konnte ich keinen Schlummer finden. Als ich am Morgen erwachte, hingen wieder trübe Regenschleier um die Burg, und ich hörte das Wasser aus den Dachrinnen in die unten aufgestellten Bottiche strömen, und die Fuhrleute mit den Peitschen knallen, denn die Pferde konnten die schwerbeladenen Wagen nur mit Mühe auf den morastigen Straßen weiter schleppen, blieben alle Augenblicke stehen und schnoben schwer aus ihren Nüstern.

Ich will mir also heute wieder einmal das Schloß ansehen und mache eine Rundreise durch alle die leeren Säle und die hohen Gemächer, in denen Kartoffeln und Rüben aufgestapelt sind und die als Holzlager dienen oder als Rumpelkammern für altes, längst morsch gewordenes und außer Gebrauch gesetztes Gerät. In einem dieser Gelasse bleibe ich länger und sehe mich um. Hier bin ich scheinbar noch nie gewesen,

sonst hätte mir das Bild auffallen müssen, das der Tür gegenüber die Mitte der Wand einnimmt. Hier hat die Zimmerflucht ein Ende.

An der Wand hing in einem schweren, dunklen Eichenrahmen das Portrait eines Kardinals. Ein stattlicher Mann in purpurner Soutane mit einem großen, weißen Spitzenkragen und roten Handschuhen, eine goldene Kette um den Hals bis zur Brust, daran ein Kreuz mit funkelnden, roten Steinen. Der Priester stand aufrecht, die Linke auf einen runden Tisch gestützt, auf dem ein offenes Buch lag, die Finger der anderen Hand spielen lässig mit den goldenen Gliedern der Venetianerkette. Sein Gesicht war voll, mit scharfen, energischen Zügen und schmalen Lippen. Er trug einen Spitzbart nach französischer Manier, der Schnitt seines Kleides verriet die Tracht des siebzehnten Jahrhunderts. In der rechten, untern Ecke des Bildes war ein Wappen angebracht, ein springender Hirsch im oberen Felde, ein goldener Querbalken, und im unteren Felde drei Linden auf blutrotem Grund. Dasselbe Wappen, das in grauen Sandstein gemeißelt über dem Portal des Schlosses prangt und in dem großen, aber jetzt der Bilder beraubten Ahnensaal vielfach in die hölzerne Wandverkleidung geschnitzt ist. Mir ist, als kennte ich diese Embleme

schon seit langem, als müßte ich das Wappen bereits irgendwo gesehen haben, und den ganzen Tag über beschäftigten sich damit meine Gedanken. Des Abends kam ich wieder zeitlich nach Hause. Ich wollte alle die Briefschaften und Schriftstücke, die ich gestern durcheinandergebracht hatte, wieder fein säuberlich ordnen. Sorgsam band ich die Briefe zusammen, machte allerhand Päckchen und Päckchen und ging zum Schlusse daran, das rote Seidentuch wieder mit dem Goldfaden zu umwinden und zu verschnüren. Einige Briefe glitten heraus, und einer fiel gar zu Boden. Ich bückte mich, hob das Blatt auf und wollte es zu dem Uebrigen legen, da fiel der Flackerschimmer der Kerzen darauf, und ich bemerkte in der linken, oberen Ecke ein kleines, buntes Wappen, das dem feinen Papier aufgedruckt war. Sonderbar, dasselbe Wappen wie auf dem Bilde des Kardinals, wie über dem Portal des Schlosses, mit dem springenden Hirsch, dem schrägen, goldenen Querbalken und den drei Linden auf rotem Grund im untern Feld. Nachdem ich die Briefe geordnet und in ein Fach meines Schreibtisches gelegt hatte, kam eine seltsame Unruhe über mich, und in der Stille der hereinbrechenden Nacht, bei dem Flackern der Kerzen

und dem Rauschen des Windes in dem regenschweren Laub der Bäume suchten mich dem Gedächtnis längst entschwundene Gestalten heim, die hier in dem alten Gemäuer etwas Gespenstisches annahmen, bekannt und doch fremd, als hätte ich vor Jahrhunderten gelebt und sei aus einem endlos tiefen Schlaf erwacht, mir und der Welt entfremdet.

Eine Erinnerung aus meiner frühesten Jugend steht besonders lebendig vor mir. Jeden Sonntag speiste an unserem Tische im Hause meines Vaters ein steinalter Italiener, der zur Zeit der französischen Revolution geboren worden war, ein mumienhaftes, vertrocknetes Männchen mit einem gelben Gesicht und unzähligen Falten und Runzeln darin. Er trug kurze, schwarze Hosen, lange Strümpfe von derselben Farbe und Halbschuhe mit silbernen Schnallen, dazu einen langen, altväterischen Rock, ein stets sehr sauberes Spitzenhemde, und wenn er auf die Straße ging, einen steifen Halbzyylinder und einen Rohrstock mit einem glatten, goldenen Griff. In seiner Jugend war er Tanzmeister bei einem säkularisierten deutschen Kirchenfürsten gewesen, der sich mit seinem ganzen Hofstaat auf ein Erzbistum im Patrimonio zurückgezogen hatte und dort das

Leben eines geistlichen Grandseigneurs fortsetzte, indem er den Tag mit einer Messe begann und mit Jagden, Pirutschaden und Konzerten ausfüllte, während abends auf dem blanken Parkett seines Schlosses der junge Adel der Stadt im Glanze von tausend brennenden Wachskerzen Menuett tanzte, und die alten Marchesi und Marchesine Whist spielten oder Spadille stachen. Jener Alte liebte uns Kinder sehr, er brachte uns stets Konfekt in bunten Düten, auf denen Papageien und langzopfige Chinesen aufgeklebt waren, oder gar ein Pudel durch einen Reifen sprang, den ein Pierrot hielt. Diese Düten verfertigte er selbst und schenkte sie uns bereitwillig, sowie manches anderes, das immer seltsam und uralt war, Dosen, die man mit verschnörkelten Schlüsseln aufzog, und in denen es dann ganz fein und leise zirpte und summte, Puppen in altfränkischen Kleidern aus schweren Stoffen, allerhand Schnitzwerk und wurmstichige Bücher, die wir nicht lesen konnten, an deren farbigen Kupfern und Bildern wir uns aber dennoch gerne ergötzen. Einmal, ich ging schon zur Schule und war der älteste Knabe im Haus, setzte er mich auf seinen Schoß und erzählte mir eine Geschichte, die mir Wort für Wort im Gedächtnis blieb. Mich

schauerte es, und kalte Angst rann mir den Rücken hinunter, aber mich reizte das Düstere, die Bilder einer vergangenen Zeit und eines mir unbekanntes Landes.

Ich erinnere mich noch genau. Es war finster in dem Zimmer. Wir waren allein. Der Greis saß in einem ledergepolsterten, hohen Lehnstuhl und wiegte mich auf seinen Knien. Das flackernde Feuer in dem runden Kachelofen warf einen roten Schein bis in die fernsten Ecken des großen und hohen Gemaches, in dem sich die Finsternis zur Decke emporflüchtete und dort wie eine dunkle Wolke unter den Eichentäfelungen dahinstrich. Draußen brausten Winterstürme um das alte Haus, rüttelten an dem eisenbeschlagenen Tor, schlichen sich in die Einfahrt und stürzten nun über die Treppen, polterten durch die Gänge, heulten in den Kaminen, trieben allerhand Unfug, schlugen offene Türen mit großem Gekrach zu und rissen dem Dach die morschen Schindeln aus dem Leib. Das Regenwasser stürzte aus den kupfernen Dachspeiern aufs Pflaster, und manchmal schlugen die Tropfen mit solcher Wucht klatschend an die Scheiben, als hätte eine Schar böser Buben mit Erbsen nach ihnen geworfen.

Der alte Italiener begann zu erzählen:

Seine Landsleute nannten seinen Namen nur mit Ehrfurcht oder Begeisterung. Von allen Gegenden Italiens strömten seine Schüler nach Padua, um seinem göttlichen Spiele zu lauschen, sich unter seiner Leitung auszubilden und zu vervollkommen. Mein Großvater hatte ihn gut gekannt. Ah, mio nonno handelte in Padova mit Stoffen und feinen Gespinsten, und der Maéstro kam oft in seinen Laden, um von der guten Ware zu kaufen, denn er war ein feiner Mann und ging stets stolz und adelig gekleidet.

Giuseppe Tartini war in dem istrischen Städtchen Pirano geboren, das sich wie ein Schwalbenest an die Felsen schmiegt, und dessen schmutzigen Saum das reine und heilige Meer küßt. Er kam in großer Dürftigkeit — denn er war armer Leute Kind — nach Padua, um an der Universität bei dem berühmten Dottore Bartolo Manganoli die Rechte zu hören. Dort wollte er sich die nötigen Kenntnisse erwerben, um einst daheim seinen Mitbürgern die Prozesse zu führen und ihre Streitigkeiten zu schlichten. Eines Tages führte ihn ein junger Nobile, den niemand in der Stadt kannte, zu einem Konzert, das die Gräfin Taccoli ihren Gästen gab. Dort trat ein Mann aus dem hohen Norden auf, der nicht an die Santa Madonna glaubte und unsere süße Sprache nicht verstand.

Aber sein Ruhm war groß, er galt als einer der größten Meister in der Kunst, die Geige zu spielen, und die überirdischen Töne, die er seinem Instrument entlockte, bezauberten seine Zuhörer und rissen sie willenlos mit. Tartini verließ bald nach diesem Konzert die hohe Schule und ging zu einem Maéstro in die Lehre, der ihn aber nicht liebte und nichts auf ihn hielt. Jahrelang lebte er nun in bitterster Not, seine Eltern wollten nichts mehr von ihm wissen, seitdem er das Studium aufgegeben hatte, sein Lehrer hatte ihm die Tür gewiesen. Eines Tages verließ er Padua. Man hatte ihn vergessen, als plötzlich von Rom aus die Kunde kam von einem neuen Meister des Geigenspiels, der alle übertreffe, die je vor ihm einen Bogen berührt. Tartini kehrte, bewundert von ganz Italien, nach Padua zurück. Von Stufe zu Stufe stieg er die Leiter des Ruhmes empor. Seine göttlichen Kompositionen sind heute vergessen, aber sein Name lebt. Der Kurfürst von Trier lud ihn durch einen eigenen Abgesandten ein, nach Prag zu kommen, um dort bei den großen Festlichkeiten aufzutreten, die aus Anlaß der Krönung Karls VI. stattfanden. Alle Fürsten des heiligen römisch-deutschen Reiches lauschten entzückt seinem Spiel, und sogar seine Majestät

hat ihn mit einer güldenen, in Pisa geschmiedeten Kette begnadet. Tartini machte große Reisen und stand einige Jahre in Diensten als Leiter der Kapelle des hochmögenden, böhmischen Fürsten Kinsky, der ihm fünfhundert Dukaten im Jahre zahlte, eine außerordentliche Summe für die damalige Zeit. Nachdem er auf sein Amt Verzicht geleistet hatte, besuchte er seine Eltern in Pirano — aber, ach er fand nur mehr ihr Grab — und ließ sich dann in Padua nieder, wo er eine Schule gründete, die seinen Ruhm auf alle Zeiten bringen sollte. Doch er war nicht glücklich. Das Sichgenügen mangelte seinem stolzen Geiste. Melodien voll herrlicher Schönheit bewegten sein Inneres. Aber er vermochte sie nicht in klingende Töne umzusetzen, und was unter seinen Fingern hervorquoll, war nicht die unendliche Harmonie, die er in seinem Busen herumtrug. So vermaß er sich an seiner Kunst und verwünschte sie. Denn er meinte, was er bisher geschaffen, sei nur leerer Tand und flimmerndes Glitzerwerk, das wohl gleiße und locke, innerlich aber nichtig und wertlos sei. Die echte, die wahre Musik, die noch niemand gespielt, die seinen Namen unsterblich machen sollte für alle Zeiten, trug er mit sich herum, wie einen Edelstein im Herzen, den sein Besitzer nie sehen kann, denn ihn hütet, wie die

Schale der Auster die Perle, sein Blut und sein Leben. Und dennoch hätte er beides willig hinströmen lassen, wenn ihm dafür vor seinem Ende vergönnt gewesen wäre, die Klänge, die sein geistiges Ohr vernahm, aufzuzeichnen.

Es war nach einem großen Feste, bei dem Tartini hochgeehrt und gefeiert worden war, als er mißmutig und verstimmt nach Hause kehrte. Er saß in seinem Gemache allein, vor ihm funkelte roter Wein in einer kristallinen Karaffe. Er berührte ihn nicht. Draußen zogen dunkle Wolken über die Dächer und Türme der Stadt und verdeckten den Mond. Es rückte gegen Mitternacht. In tiefe Gedanken versunken lehnte der Meister in seinem Stuhle und beschattete mit der Hand Stirn und Augen. Das Licht der Wachskerzen auf seinem Schreibtische brannte mit bläulichem Schein und flackerte unruhig hin und her. Der Künstler horchte auf. Es hatte deutlich dreimal an die Tür gepocht. Wer konnte zu so später Stunde noch etwas von ihm heischen. Tartini forderte den Gast auf, einzutreten, die Türe öffnete sich, und ein großer, schlanker Mann in schwarzem Kleide und der Tracht eines Nobile trat in das Gemach. Die Züge des Edelmannes kamen dem Maéstro bekannt vor. Er hatte ein hageres Gesicht, gelbe Hautfarbe und stechende, graue

Augen unter hochgeschwungenen, schwarzen Brauen, Augen, die lauernd auf ihm ruhten, als er sich höflich verbeugte und zu ihm sprach:

»Maestro, verzeiht den späten Besuch, noch mehr aber möget Ihr es mir vergeben, wenn ich Euch in Eurer Kunst gestört habe. Aber ich bin Euer warmer Freund, und nur um diese Stunde ist es mir vergönnt, mit Euch zu reden.«

Der Künstler war erstaunt, aber er war vornehm und gütig, edel und wahrhaft gebildet. So begrüßte er denn den fremden Eindringling und fuhr dann also fort:

»Wenn Ihr auch eine seltsame Stunde gewählt haben möget, so seid mir nicht weniger von Herzen willkommen. Verfüget über mich und wollet mir mitteilen, was Euch antreibt, zu dieser Zeit die Schwelle meines Hauses zu überschreiten.«

»Giuseppe Tartini, ich bin gekommen, dir in allem zu dienen. Jeder deiner Wünsche soll Erfüllung finden. Unterschreibe dieses Pergament mit einem Tropfen Blut, und alle meine Kräfte sind dein.«

Entsetzt starrte Tartini den Fremden an.

Ein altes Altarbild der Kirche seiner Heimatstadt Pirano kam ihm in den Sinn. Dieses Gemälde von einem Unbekannten stellte eine Szene aus dem jüngsten Gericht dar, in der der Heiland

einen Geizigen, der noch einen schmierigen Geldbeutel voll Zecchinen umklammert, dem Versucher überliefert. Immer hatte er als Knabe das Bild betrachten müssen, das stets in ein mystisches Halbdunkel getaucht, noch unheimlicher erschien, und oft mußte er sich mit innerlichem Grauen von der Gestalt des Bösen wenden, der den Verdammten mit höhnischem Grinsen in die Hölle riß. Die Erinnerung an jenes seltsame Gruseln tauchte immer stärker aus den Nebeln der Vergangenheit empor, sie erfüllte ihn mit Beben, der Nobile, der vor ihm stand, trug die Züge Satans.

»Giuseppe Tartini,« hub er wieder an, »zögerst du? Es ist umsonst. Ich habe dein geheimstes Sinnen erforscht, dein verborgenstes Innere ergründet. Es ist umsonst, sag ich dir. Deine Kunst ist Stückwerk, Stümperei. Siehe, schon überflügeln die Schüler den Meister. Schon nennt man Pietro Nardini vor dir. Schon heißt Gaétano Pugnani il maggiore. Du sinkst in Vergessenheit, du kannst die Herzen nicht mehr ergreifen. Verzweiflung wird dich packen, du wirst in Not und Schmach als ein Wahnsinniger enden. Dein Genius hat dich verlassen. Täglich wirst du tiefer sinken. Auf den Jahrmärkten werden Soldaten und Dirnen, Bauern und plumpe Mägde zum Klange deiner Fiedel

tanzen und dir kupferne Heller in dein Bettelbeken werfen. In Lumpen wirst du gehen, aus faulen Pfützen wirst du trinken und hungern wirst du, hörst du, hungern! Auf, folge mir, eh' es zu spät! Unterschreibe, und es wird kein größerer Künstler vor dir gewesen sein, kein größerer jemals wiederkommen!«

Tartini reichte dem Unheimlichen seine Geige.

»Verleihe mir die Kraft, die Melodien zu gestalten, die meine Seele erfüllen, banne sie in die Geige, und ich bin dein mit Leib und Seele. Mag ich der ewigen Verdammnis verfallen, mir gilt es gleich, wird doch mein Name ewig durch die Welt leuchten, mein Geist und meine Kunst ewig die Menschenherzen bezwingen. Doch der ist ein schlechter Kaufmann, der den Reis im Sacke kauft, ohne ihn vorher zu prüfen. Beweise mir, daß du im stande bist, dein Versprechen zu halten. Gib mir eine Probe deiner Kunst. Spiele die Melodien, die mein Geist nicht gebären kann.«

Der Nobile riß ihm die Violine aus der Hand. Er ergriff den Bogen und begann zu spielen. Wie elektrische Funken sprühte es um seine Handgelenke, es war, als schössen Feuergarben aus dem Instrument. Ein schneidender Mißton gellte durch die Nacht und löste sich in einem Strom verworrner Klänge. Plötzlich ging der widerliche

Schwall in eine Sonate über, so herrlich und dämonisch überwältigend, so süß und so bezaubernd, daß seine Phantasie ihr nicht mehr folgen konnte. In einer himmlischen Sanftheit erstarben die Töne.

Tartini war verloren. Sein Atem stockte, mit irren Augen starrte er auf das Pergament, das vor ihm lag, ergriff das schwarze Rohr mit der goldenen Feder und ritzte sich die Adern auf. Dunkles Blut quoll hervor. Die Augen des andern leuchteten im Triumphe:

»Schnell, und alle meine Kunst ist dein!«

Im selben Augenblick erklangen dumpfe Töne, die immer mächtiger anschwellen, immer heller, klarer und reiner wurden. Von der Kirche des nahen Franziskanerklosters ertönte die Orgel und liebliche Knabenstimmen jubelten zu den feierlichen Akkorden das Laudate. Sein Laudate, das er geschrieben hatte, zum Preise Gottes. Entsetzt ergriff ihn, wirr fuhr er mit der Feder über das Pergament und zeichnete ein Kreuz. Die Augen des Versuchers lohten in unheimlichem Feuer, er schleuderte die Geige zur Erde, sah Tartini wütend an und verschwand. Mit einem fürchterlichen Krach fiel die Tür ins Schloß. Der Meister erwachte. Er saß in seinem Lehnstuhl, vor ihm lag seine Geige, die seiner müden Hand entglitten

war. Er hatte bloß geträumt. Doch die herrlichen Töne klangen noch in seinen Ohren, und er zeichnete sie ohne Säumen auf. So entstand sein größtes, sein unsterblichstes Werk, der Trillo del diavolo. Es ist das schwierigste Geigenstück, das nur von Künstlern allerersten Ranges gespielt werden kann. Heute sagt man allgemein, es sei von Paganini, aber man will nur den großen Mann um seinen Ruhm bringen. O über diese Toren! Quest' invidiosi! Du aber wirst immer sagen, daß es von ihm sei, dal divino maéstro, nicht wahr, mio caro piccolo, allen Leuten wirst du es sagen, carino? Du mußt, Du mußt!«

Mir war ganz unheimlich geworden bei dem alten Mann und vor der Erzählung, und ich wollte herunter von seinen Knien, und weil er mich zurückzuhalten versuchte, fing ich an mit den Beinen zu strampeln und heftig zu weinen. Da schob er mir eine kandierte Makrone in den Mund, nahm mich bei der Hand und führte mich aus dem dunklen Zimmer hinaus zu meiner lieben Mutter in die Küche. Dort tröstete ich mich rasch. Kinder lieben das Gruseln.

Ich hätte die Geschichte gern noch einmal gehört, aber so oft ich ihn auch darum bat, er erzählte sie nie wieder. Uebrigens sah ich ihn nur

mehr wenige Male. Einige Monate nach diesem Begebnis starb der alte Mann.

Es ist merkwürdig, wie mich längst vergangene Zeiten mit ihren schemenhaften Gestalten trösten, wenn mich die Gegenwart rauh verletzt hat. Ein wurmstichiger Schrank, ein altes Seidenkleid, dem ein modriger Lawendelduft entquillt, ein stockfleckiger Kupferstich beruhigen mich, als seien es liebe Vertraute, die tröstende Worte an mich richten. Ach, was wir niemals erreichen können, steht im strahlenden Schimmer vor uns, und was uns umgibt, bedeckt ein grauer Nebel. Oder bin ich in eine Zeit gestellt, in die ich nicht mehr taugen will?

Die Kerze war auf der vorderen Seite steil hinabgebrannt, die hintere erhob sich senkrecht mit einer kleinen Mulde an ihrem Gipfel und bildete so einen seichten Krater. Ich entzündete sie. Sie brannte zuerst schüchtern, ein Tropfen floß vom schwelenden Dochte langsam über die Stearinstufen nieder gleich einer schmerzentpreßten Träne. Wie Eiszapfen am Barte eines von Kindern erbauten Schneemannes starrte in blumigen Tropfen die erkaltende Masse. Plötzlich bekam das Licht ein menschliches Gesicht, länglich, grotesk und schmerzlich. Eine bläuliche Flamme schwebte darüber und bleckte nach mir. Sie kam

mir, wie sie so ruhig verbrannte, vor, wie ein geopfertes, hilfloses Kind in den Armen eines glühenden, eisernen Moloch.

Welch entsetzliche Phantasie!

Ich entschlief mit wirren Bildern im Busen, und an den Wänden meines Gemaches tasteten die Träume entlang, beugten sich über mein Lager und hauchten mich an. Leise scharrte es vor der Tür, leise klopfte es an die Eichenladen, leise rieselte es im Mauerwerk, und die Totenuhr pochte in dem Deckengetäfel zu meinen Häupten. Mir war, als riefen rauhe Stimmen unten vor der Zugbrücke, und dumpf klang aus dem Wehen des Windes, dem Rauschen der Bäume und dem Tropfenfall des Regens Rossegestampf und Wagengerassel. Die eisernen Ketten der Zugbrücke ächzten und knarrten, im Hofe der Burg wimmelten aus dem Schlaf geschreckte Gestalten kopflos durcheinander, eine alte Frau in einen weiten Pelzmantel gehüllt, eine weiße Schaubе auf dem Kopfe, mit einem strengen, harten Gesicht erschien unter der schmalen Tür, die zur Treppe in die oberen Stockwerke führt, und streckte gebieterisch ihre Rechte aus. Die schweren Eisenstangen wurden von handfesten Knechten mit einem Ruck aus den Klammern gezogen, dann drehten

sie an der Winde. Das Hanfseil knarrte, ein Knabe goß Wasser aus einem Zinnkännchen darauf, damit die Fasern sich nicht erhitzen, und langsam hob sich die braune Eichenpforte von der Erde und entschwand in der Dunkelheit des riesigen Torbogens. Fünf Reiter, verwildert und vom Regen durchnäßt, sprengten auf schweißigen und zitternden Rossen in den Burghof. Der eine war barhaupt, ihm war das Barett heruntergefallen, dem andern saß eine graue Reisekappe schief am rechten Ohr, der dritte war in einen braunen Mantel gewickelt, mit einer Kapuze bis ans Kinn. Er glich einem Vermurter. Der vierte und der fünfte trugen Lederkoller und Brustharnisch. Einer der Reisigen sprang vom Sattel und hielt das Pferd des Vermurters. Mit seiner Hilfe schwang er sich aus dem Steigbügel. Er schlug die Kapuze zurück, knöpfte den Mantel auf, zog ihn ab und warf ihn einem weißhaarigen Knecht zu, der ihn aufhob und sich dann ehrerbietig seitwärts stellte. Es war ein stattlicher Mann im roten Samtgewande. Sein Gesicht war voll, mit scharfen, energischen Zügen und schmalen Lippen, er trug einen Spitzbart nach französischer Art und eine feingegliederte Venetianerkette um den Hals, daran ein großes Kreuz mit Topasen und roten, funkelnden Steinen. Die alte Frau

machte einen tiefen Knicks, verneigte sich, die Hände züchtig unter dem Brusttuch geborgen, vor dem Kirchenfürsten und wollte sein Kleid küssen. Er aber wehrte freundlich ab und drückte ihr vertraut die Hand. Dann entschwand das ganze Bild. Wieder dämmerte ich im Halbschlummer dahin, hörte wieder seltsame Geräusche und sah schattenhafte Gestalten mit unhörbaren Schritten an meinem Lager vorüberwandeln. Jene feine, blasse, die sich scheu und verschämt in die dunkle Ecke zwischen dem großen Kleiderschrank und dem hohen Lehnstuhl drückt, jene blasse — Hermance! Langsam, wie aus dem Rahmen eines Bildes, löst sich die Gestalt aus der Dämmerung und schwebt lautlos auf mein Bett zu. An seinem Rande läßt sie sich nieder und streichelt mit ihrer sanften Hand meine feuchten Locken. Sie trägt ein Kleid aus malvenfarbener Seide mit einem feinen Ueberwurf und starkduftende Blumen am Busen, seltsame, weiße Kelche, aus denen lange Staubfäden hängen. Ihr Duft berauscht mich. Ich schließe die Augen und ziehe, die Lippen halb geöffnet, den Atem langsam und tief in meine Brust, wie einst in den süßen Stunden harrenden Verlangens, wie einst, als sie noch mehr als ein bloßer Schatten war. Wie fern, wie märchenfern dünkt mich

jene Zeit. Ich spüre ihren warmen Atem an meinem Ohr, ich höre ihr Lachen — gurre, gurre, gurre. Locken dort hinten im Buchenwald die wilden Tauben?

Gurre, gurre, gurre. Da stehen sie wieder auf die herbsten Stunden einer kranken Liebe, die lange eingesargt war, und Traum und Erinnern weben bunte Bilder, führen einen Reigen auf und breiten ihre Gewänder aus, aus deren Falten es wie Nebel emporquillt, sich dehnt und streckt und zerfließt. Ich träume, träume mich zurück um Jahre bis zu jenem Oktobertag, an dem sich der feine Regen an die Fenster des alten Hauses legte. Draußen war's kalt, die Straßen waren verlassen und öde, nur selten hastete jemand vorüber, den tropfenden Hut tief in die Stirn gedrückt, den Kragen des Mantels aufgestellt, die Hände in den Taschen vergraben. An der Ecke vorn, wo der Wind verzweifelten, alten Frauen die Mantille über den Kopf schlug und die Regenschirme umstülpte, fror ein semmelgelber Jagdhund, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, triefend vor Nässe, ab und zu kurz und jämmerlich bellend. Ueber eine Stunde wartete das arme Tier auf seinen Herrn, den es verloren hatte, oder der irgendwo in einem Zimmer beim

warmen Kamin, beim Tee und bei fröhlichem Geplauder auf den Gefährten vergaß. Nach allen Seiten suchten seine guten, treuen Augen, nirgends kam jemand, höchstens spritzte ein vorüberrollender Wagen Kot auf seine Schnauze, und der durch das Teufelswetter geärgerte Kutscher knallte mit der Peitsche nach ihm.

Ernstes und feierliches Glockengeläute klingt über die Giebeldächer, in der nahen Kirche müssen die Tore offen stehen, verwehtes Orgelspiel dringt an mein Ohr. Nun spendet der Priester den Segen. Wie kichernde Kinder bimmeln die sechsstimmigen Altarglocken in den ernsten Baß der andern, die hoch oben im Gerüst der Türme zwischen altersgrauen, wurmstichigen Balken hängen, zwischen denen von Generationen dickbauchiger Spinnen gewobene und nun ineinander verfilzte Nester dicke Teppiche gebildet haben, wo die Fledermaus in der Dämmerung vorbeihuscht, wo die Krähen und Dohlen um die Wette kreischen, der Falke auf die Tauben niederstößt und in der Nacht die Käuzchen so große Augen machen, so große — hu! Sie sind stolz die alten Glocken, und mit Recht, denn sie sind aus Erz, manchmal waren sie Feuermörser oder Kanonen und spien Tod und Verderben, Brand und Schmerz, sie, die jetzt den Frieden einläuten.

Und sie sind stolz, denn sie tragen sinnreiche Bilder am Mantel und manchen schönen, frommen Spruch am Rand und haben oft geläutet, wenn der Krieg ins Land zog, wenn das gefräßige Feuer nachts die Habe der Bürger zu verzehren drohte, oder das Wasser stieg, oder die Dürre das Getreide auf den Feldern verbrannte. Sie läuteten zur fröhlichen Hochzeit und zum bittern Sterben und dann noch einmal, wenn sie einen hinaus-trugen zur Grube, wie oft, o wie oft! Sie sind ernst und stolz, denn ihre Stimme ist rauh und kräftig, nicht schrill und fein, und sie sind aus Erz, nicht aus Messing, wie die leichtsinnigen, kecken, kleinen Glocken, die nichts wissen vom Leben und von harter, böser Zeit. Wer die kleinen Glocken wohl läuten mag? Ein rotberockter Chorknabe, der im Herzen den Wunsch trägt, ein Priester zu sein in goldgestickten Gewändern, oder ein weißhaariger Küster mit runzligen Zitterhänden, ein Greis, der keine Wünsche mehr hegt? Oder schwingt sie der König Traum?

Und der feine Regen legte sich an die Fenster, und draußen war's kalt.

Deine feuchte Hand in der meinen — deine warme, feuchte Hand.

Die Birkenscheite sanken zusammen in roter Glut und grauer Asche. »Asche,« sprachst du leise

vor dich hin. An der Wand raschelte ein welker Lorbeerkranz. Ein kalter Hauch strich über unsere Stirnen. Mich schauerte.

König Traum entblättert sein Mohnszepter und summt ein trübes Lied.

Ich habe kein Licht angezündet. Es ist still und dunkel. Und du bist fern. Müde tickt meine Uhr. Die Stunden können nicht sterben. Die Nacht zittert in langen, schwarzen Streifen durch mein Zimmer. Ich sinne. Doch meine Seele weilt bei dir. Ich habe dich gesehen. Du schienst so blaß unter den dunkeln Zypressen. In deinem Schoße hieltst du tausend Rosen, ganze Büsche, rosa, weiß, rot, gelb und purpurfarben. Am Grunde ihrer Kelche schimmerte kristallischer Tau. Und du schüttetest alle, alle in einen weißen Marmorsarkophag, an dessen Wänden das frohe Leben der Heiden in heiteren Bildern blüht. Um deinen Mund ein schmerzliches Lächeln.

Müde fingert König Traum in den goldenen Saiten seiner Harfe. Ich gehe zu dir. Mein Schritt hallt auf der Treppe. Schrill tönt die Klingel. Wie verändert scheint mir das ganze Haus. Es ist etwas zwischen uns getreten. Du stehst am Fenster, mit dem Rücken gegen das Zimmer. Aus einem glasierten Tonkännchen gießest du Wasser auf einen Rosenstock. Ich trete zu dir. Gib mir die

Hand! Du weinst? Dein Blick verkriecht sich scheu vor dem meinen. In diesem Augenblicke hassen wir uns.

König Traum sieht mich an, und seine Rätsel-
augen funkeln wie zehntausend Irrlichter.

Die alte, schwarz gekleidete Frau mit dem schlohweißen Haar und den trübe geweinten Augen hat dir den Rosenstock geschenkt, als ihr Sohn nicht mehr zurückkam, als das große Schiff untergesunken war an einem neblichen Winterabend im Kanal La Manche. Kosend streichen deine Hände über den zarten, lichtgrünen Wipfel. Mit deinen samtene Lippen küssest du die Knospen. Ich kann es nicht mehr sehen. Ich erfasse den Blumentopf. Ich will ihn zertrümmern. Wir ringen. Das irdene Gefäß bricht. Du pressest das Bäumchen schluchzend an deine Brust, daß die Dornen den dünnen Stoff deiner Bluse zerreißen. Wie eiserne Klammern schließen sich deine Finger um den armen, zerschundenen Stamm. Deine bleichen Lippen öffnen und schließen sich, du sprichst — ohne Ton, ohne Laut. Genug, genug. Ich weiß alles. Du hast ihm angehört. Du hast dich ihm hingegeben. Genug, genug. Ich weiß alles.

König Traums Rätselaugen funkeln und sprühen wie zehntausend Irrlichter.

Ich schütte einen Korb voll Rosen in den Kamin auf das dünne, duftende Weichselholz, rote wie Blut, das langsam aus einer sehrenden Wunde tropft, gelbe wie köstliche Crème, weiße wie flockiger Schnee, einen ganzen Berg. Obenauf stelle ich dein kleines Bild, ganz von Knospen umkränzt. Dann gieße ich goldgelbes, duftendes Olivenöl darüber und zünde an. Zischend fahren die Flammen durch den Kamin. Die Blätter der Rosen winden und krümmen sich wie Würmer, wie im Schmerz. Die Knospen platzen. Die Schönheit des Lebens kämpft mit der Häßlichkeit des Todes. Dein Bild vergeht in Feuersgluten. Ich stoße wütend mit dem eisernen Hacken in die heiße Asche. Das ist mein Totenopfer, das Opfer für meine tote Liebe.

Traurig fingert König Traum in den goldenen Saiten seiner Harfe.

Ich habe dich eingesargt. Im tiefsten Winkel meines Herzens habe ich dich eingesargt. Da ruhe nun still und scheuche mich nicht und streue keine Rosen durch meine Träume, Rosen, die einem andern gehören. Bleibe tot, ich bitte dich.

Welch eine Nacht!

Ein leises Wehen geht durchs Zimmer. Ist wohl der Nachtwind, der sich hereinstiehlt durch Fugen und Ritzen. Die Ampel, die unangezündet an vier Gliederketten aus Stahl von der Decke niederhängt, schaukelt und knarrt, die Vorhänge vor dem alten Himmelbett heben und senken oder bauschen sich, als zerre und zupfe jemand daran, ein Nachtvogel schlägt mit seinen Flügeln ans Fenster, in allen Schlöten der alten Burg stöhnt, pustet und kratzt es, die schwere, eichene Bettstelle knarrt, und plötzlich wird irgendwo eine Tür mit Gekrach und Poltern zugeschlagen, daß es in den Gängen hallt und dröhnt.

König Traum hat ein langes Pilgergewand an, als zöge er nach St. Jago di Compostella, mit einem Muschelhut am Haupte und Sandalen an den Füßen und einen gebogenen und geschälten Stab in Händen. So winkt er mir lächelnd zu und führt mich fort von hier durch blühendes Gartengelände an singenden Mädchen vorbei, durch Busch und Heide und mondbeglänzte Wälder, über sanfte Hügel, wo die jungen Fichten wie die Weihnachtskerzen stehen, starr und aufrecht, durch felsige Schluchten, an rauschenden Strömen vorüber und endlich über sanfte Wiesen, die voll Blumen sind. Wir gehen so lange über Blumen und Blüten und werden doch nicht müde.

Aus den feuchten Niederungen tönt der Ruf des Regenpfeifers, so traurig-schrill. Im Hochmoor röhrt der Hirsch. Ein feiner Nebel liegt über den Wassern. Lautlos gleitet der Kahn zwischen den schwanken Binsen hindurch. Die neigen sich. Die Stille bindet unsere Lippen. Zwischen zwei großen, herzförmigen Blättern schimmern weiße Wasserrosen. Dahin begehrt deine durchsichtige Hand. Wie deine Adern glänzen, wie feine Streifen von Lapis Lazuli. Das Ruder furcht den weißen Schaum. Ein Fisch springt über das Wasser. Ich erfasse das Röhricht. Unser Kahn schaukelt sachte, murmelnd umspielen die Wellen die hölzernen Flanken. Wie mit Kinderaugen blickt dich die weiße Blume an, wie mit kranken, wachen, traurigen Kinderaugen. Die Binsen flüstern alte Märchen von verschwiegener Nixenliebe und von Menschenliebe. Leise, immer leiser. Die Sonne bricht durch das Gedünst und malt einen blutroten Streifen auf das zitternde Wasser. Stumm trifft mich dein bittender Blick. Ich breche die Rose. Sie ruht nun in deinen Händen, wie in einer Schale aus köstlichem Alabaster. Tief neigt sich dein flechtenschwerer Kopf. So war einst ich, sprichst du. Dein Leib bebt wie im Krampf. Da stirbt das Sonnenrot. Grau in grau liegt der Teich. Tiefer beugt sich dein Haupt. Und

du küssest die Rose, wie man ein sieches Kind küßt, in stiller, bebender Angst. Wie sich deine Lippen den keuschen Blättern vermählen, wie dein Antlitz in der reinen Krone versinkt! So haben wir uns nie geküßt!

Hermance, Hermance, wo bist du? Ich sehe dich nicht.

Ich hasche nach dir und fasse das silberdurchwirkte Kleid von König Traum. Der sitzt zu meinen Häupten, hat sich einen Kranz aus Weinlaub in die Locken gedrückt und spielt die Geige, süß und schlummersüchtig, als böte er schweres, dunkles Blut der Trauben aus kristallener Schale.

Was entgeigst du der Vergangenheit, Fürst der Vergänglichkeit?

Ein großer Mann mit dunklem Haar und den Augen eines Panthers.

Er singt.

Wie Perlen fallen die Töne aus seinem Munde. Er steht im vollen Licht der strahlenden Astrallampe neben dem Flügel aus braunem Mahagoni. In den Falten der kirschroten Portièren hinter ihm spielen Schatten, die eine seltsame Sprache reden und das Licht beinahe zum Ton werden lassen, seine Beleuchtungen, als hätte sie der Pinsel eines Gherardo della Notte gemalt. O, man sieht, er liebt den Gesang, seinen Gesang,

und diese herrlichen, weichen, zerfließenden Töne, seine Töne. Um seinen Mund blüht das Leben. Wir sitzen in den tiefen, weichen Fauteils aneinander geschmiegt, in den zärtlichen Stoff versunken, ich und du. Der grüne Samt schimmert. Deine schmalen Finger umkrampfen mein Handgelenk und zittern in meinen Nerven weiter. Deine Augen, groß, leuchtend und verwirrt, hasten seinen Tönen nach, als seien es enteilende Vögel. Deine Gedanken liegen in deiner fiebernden Hand. Ich lese in diesen Gedanken einen Wunsch, den brennenden Wunsch, ihm anzuhören. Du möchtest deine Seele an seinem Munde aushauchen, damit er sie ganz in Töne auflöse. Du möchtest als ein schwingender Hauch aus dem Klaviere aufsteigen, als ein Akkord, um dich seiner Stimme vermählen zu können.

Löse deine Hand aus der meinen!

Du befleckst mich!

Ein anderer hat von dir Besitz ergriffen.

Der letzte Ton verklingt. Wir stehen auf. Unsere Hände lösen sich, und wir gehen stumm und kalt von einander, als Fremde. König Traum fiedelt nicht mehr, aber Hermance sieht mich wieder an und sie lächelt, und ein feiner Duft quillt aus den Blumen, die an ihrer Brust verschmachten. Ein heißes, wildes Sehnen faßt mich an, ich

will ihren Leib umschlingen, sie zu mir aufs Lager ziehen. Da gleitet sie vom Rande des Bettes, wandelt sich in eine silbergeschuppte Schlange, und ihre Stimme klingt zischend in mein Ohr: »Hans!« Die verblaßten Muster der alten Ledertapete ringeln sich durcheinander, Tarasken und Gulen, Vampyre und geflügelte Ungeheuer streiten mit Pfauchen und Kreischen zu meinen Häupten. Hermance ist fort, König Traum ist verschwunden, mit einem Schlage wird's stockdunkel, und mit Augen wie lodernde Feuerbrände, mit borstigen Haaren und klaffendem, blutroten Rachen schnaubt's und bleckt's mich an. Entsetzt fahre ich empor — und bin erwacht. Gewiß, ich habe Fieber gehabt, meine Glieder schmerzen, ich bin müde und zerschlagen, und mein Hemd ist vom Nachtschweiß durchnäßt.

Und draußen rauscht der Regen — und rauscht — und rauscht — und rauscht.

Es hat aufgehört, zu regnen. Ein heißer, dunstiger, schwüler Sommertag brütet über dem Land. In blendendem Licht und starrer Ruhe liegen die welligen Weizenfelder da, und die Obstbäume am Rande der Straßen und Feldraine lassen ihre grünen, harten Früchte in der erfüllenden, schaffenden Wärme schwellen und reifen. In dem kleinen

Marktflecken herrscht die Stille einer ausgestorbenen Stadt. Kein Wagen rasselt über das holprige Pflaster, kein Fuhrknecht flucht und schnalzt mit der Peitsche, kein Hund bellt. Nur in der Ferne, in irgend einem der Gemüsegärten, an dem von Weiden umbuschten Bach gackert ängstlich ein verirrtes Huhn, das vergebens den Staketenzaun zu durchschlüpfen versucht. Gerade unter dem gleißenden, vergoldeten Wirtshausschild mit dem ruhenden Löwen dehnt und reckt sich ein riesiger, getigeter Fleischerhund mit triefenden Lefzen, hebt plötzlich den doggenartigen Kopf in die Höhe und schnappt unwillig nach den ihn peinigenden Fliegen. Um das spitze Schieferdach des Kirchturms mit dem kupfernen Wetterhahn kreisen im Sonnenlicht weiße Tauben, und hoch, hoch oben am blauen Himmel huschen pfeilschnell die Schwalben dahin, hastig und so aufgeregt, daß man hier tief drunten die schrillen Schreie ihrer dünnen Kehlen vernimmt. Zwei Spatzen sind zornig, mit den kleinen Flügeln um sich schlagend, im Staub der Straße wegen eines Strohhalms in Zank geraten, den sie eben vorher mit vereinten Kräften aus einem Kuhfladen gezogen hatten.

In der Mitte des Platzes ist ein Brunnen aufgestellt mit zwei Auslauföhren und einem heiligen

Florian, der sich vergebens bemüht, aus einem Schaff eine rostige Blechwelle in das Becken des Brunnens zu schütten. Zu seinen Füßen ist ein winziges Laternchen aus rotem Glas angebracht, und ein paar rascheldürre Blumensträuße stecken in den Nieten, von denen nach vier Richtungen hin schmiedeeiserne Roste über das Bassin laufen.

Hinter dem Brunnen steigt der Platz mäßig an bis zum Pfarrhaus, einem steinernen, massiven, einstöckigen Bau mit runden Türmchen an den beiden vorderen Ecken. Das hohe Einfahrtstor, durch das ein schwerbeladener Wagen hindurchfahren kann, ist geschlossen. Weiter nach rechts, nicht ganz in der Mitte der Vorderseite, führen mehrere ausgetretene Stufen zu einer kleineren Türe empor. Ein messingener Ring hängt daran, und am Querpfeiler steht mit Kreide angeschrieben: E + M + B +.

»Also, Servus, Sepp, i laß dem Herrn Pfarrer die Hand küssen.«

»I werd's dem Onkel ausrichten.«

»Na, du wirst's heuer in den Ferien guat hab'n, wenn i an die vielen Henderln denk, denen die Jungfer Kathi den Krag'n umdrahn wird. Und der Pfarrer von Neumarkt soll kan schlechten Wein im Keller hab'n.«

»Dank schön, i trink g'rad so gern an Most, wann net liaber.«

»Na, heut', Sepp, mußt scho a paar Flascherln Klosterneuburger vertilgen.«

»Glei a paar Flascherln, da kriagat i an schön Rausch.«

»Wer die Matura mir Auszeichnung b'standen hat, kann sich a an ausgezeichneten Rausch leisten. Du warst eh der anzig Nüächterne am Samstag auf unserer Kneipen.«

»Du waßt, Neubauer, es thuat mir so viel nöt gut. Und erst dös vüle Rauken. Das gwöhnert ma si bald an. Das is nix für mi. Aber kummst nöt auf a Sprüngehl mit eina? Schau, es is so haß. Und du hast no a guate Stund' auf St. Marein. Da wirst di lei nöt abischwitzn. Geh, a Glasel Most oder a frisch's Krüagel Bier.«

»Dank dir schö, Sepp, dank dir recht schö. Aber i muaß ham. Mei Muatter tat si sinst z' viel abikreuzigen um mi. Na, und dö Neugier weg'n an Zeugnis, kannst dir vorstelln. Bei mir is zwar nöt so guat ausg'falln —«

»Dös is ja gleich. Wannst nur durchkumma bist.«

»Dös sag' i a, dös is d' Hauptsach. Also laß di bal bei uns drent anschaun. Servus!«

»Pfüat di Gott, Neubauer.«

Der Student drückte leise die Tür auf und trat ins Pfarrhaus. In dem langen, steingepflasterten Gang war's dämmrig und kühl. Die Türe zur Küche stand offen. Da drinnen war alles blitzblank und sauber. Starke, grüne Fliegengitter vor den Fenstern verdunkelten auch hier den Raum. Es roch nach Kaffee. Der Gang hatte nur ein Fenster, fast mannshoch über dem Boden, mit breitem Bord, auf dem blühende Blumen in irdenen Töpfen standen. Neben dem Fenster sprudelte in einer Nische klares Wasser, angenehme Kühlung verbreitend, aus einem glänzenden Kupferrohr in einen steinernen Grander. Daneben stand ein grünlederner Armstuhl, der am Sitz und an den Seitenstützen ziemlich abgeschabten war, davor eine Fußbank.

Der Student ließ sich müde und abgespannt mit einem tiefen Seufzer in den Lehnstuhl fallen. Den Stecken warf er zu Boden, daß die Kehlheimerplatten hallten. Dann streckte er sich behaglich aus. Seine Augenlider wurden schwer, er begann tief zu atmen, langsam und regelmäßig. Dann war ihm, als ginge er mit einem ganzen Wust von Büchern unterm Arm den dunklen und kühlen Gang des alten Klostergymnasiums entlang und Ciceros Rede pro Quinto Sestertio Roscio fiel ihm schwer aufs Herz.

Da träumte er auch schon.

Der Pfarrer, ein greiser Mann mit gütigem Gesicht, breitschultrig und robust, stieg mit leise knarrenden Schuhen die Holzterappe herab. Er trug eine lange Pfeife in der Hand mit einem Weichselrohr und bunten Quasten. Als er so den Gang entlang schritt und den schlafenden Burschen bemerkte, blieb er behutsam stehen, lehnte das Weichselrohr an den Grander und faltete die Hände. Seine Augen leuchteten. Es war, als rannen ein paar Tränen, dick und salzig wie die Tränen alter Leute sind über seine gefurchten Wangen. Lange stand er so.

»Meine Th'res, o Gott, wenn die den Buben so sehen könnt'. Aber blaß is er, so viel blaß. Na, ja, das viele Studieren. Wer'n ihn halt brav g'schund'n hab'n in Kremsmünster.«

Er nahm seine Pfeife wieder in die Hand und tippte dem Schlafenden leicht mit dem Mundstück auf die Stirn. Der zog sie in Falten und bewegte leicht sein Haupt, ohne zu erwachen.

»Sepp!« Erst ganz leise mit einem kaum merklichen Zittern in der Stimme, dann etwas lauter und endlich ganz laut mir einem scharf markierten Baß: »Sepp!«

Der Student schreckte auf.

»Mei, der Herr Onkel. Küß' d' Hand!«

»Ja, bist denn so arg müd, Sepp, daß d' da einschlafst im Vorhaus. War' alles so schön g'richt g'wes'n für di, dei Zimmer, daß d' immer g'habt hast, wenn du auf Ferien kommen bist. Jetzt hab'n wir schon besser dazug'schaut. Bist ja ka Gymnasiast mehr.«

Der Pfarrer verbarg seine Rührung unter gleichgültigen Worten. Als ihm aber Sepp wirklich die Hand küssen wollte, wehrte er heftig ab, zog ihn fest an die Brust, küßte ihn zuerst auf die Wangen und dann lange, lange auf den Mund.

Die Studenten hatten mich nicht bemerkt, als ich dem Pfarrhause gegenüber im heißesten Sonnenbrand auf einer Futterkrippe saß und ihr Gespräch belauschte. Der Pfarrer hatte den kecken Eindringling nicht gesehen, der sich auf den hohen Bord des Fensters geschwungen hatte und nun beobachten und zuhören mußte. So lerne ich auf meinen einsamen Schlendergängen im Marktflecken die Menschen kennen und gucke ihnen manchmal ein wenig ins Herz, just wenn sie's am wenigsten vermuten, und weiß so manches von ihrem Leben und von ihren Geschicken, das sie sorgsam behüten und verbergen, damit kein Unberufener daran rühre, kein Verständnisloser sie darob tadle und verletze.

Als ich wieder unbemerkt den Pfarrhof verlassen konnte, stand die Sonne schon tiefer im Westen. Zuerst kommt mir ein altes, heiteres Weiblein in den Weg, das ich öfter beschenke, und das mich stets grüßt und sich nach meinem Befinden erkundigt. Ich bleibe stehen und tue wie gewöhnlich. Sie ist heute sehr redselig und möchte gerne wissen, was ich vorhätte. Da ich vor ihr kein Geheimnis habe, so teile ich ihr gerne mit, daß ich vorerst zum Meister Bäcker wolle, mir eine Jausensammel kaufen. »Besser zum Bäcker als zum Apotheker« meint die muntre Alte und beurlaubt sich gar freundlich.

Die Nachmittagsschule ist eben aus, und ich begegne meinem Freund, dem kleinen Toni, der eines Schusters Sohn ist und die hellsten Kinderaugen von der Welt hat. Er läuft barfuß, hat ein rupfenes Hemd an und eine kurze Lederhose mit grünen Trägern, die aber vor Alter schon mehr ins Graue hinüberspielen. Einen Hut trägt er nicht, dafür aber eine schwarzlederne Schultasche, die viel zu groß für den kleinen Mann ist und eine Schiefertafel, von der an einem Schnürchen ein Schwamm niedependelt. Wenn ich ihm begegne, so habe ich immer etwas für ihn in der Tasche, einen Griffel oder einen färbigen Bleistift

oder eine Düte mir Kirschen. Sein buntes Federnpennal, auf dem aus einem Bilderbuch lesende Kinder und zwei spielende Katzen abgebildet sind, hat er auch von mir. Es ist der Stolz der ganzen Klasse. Niemand hat sonst ein so schönes Pennal. Schon von weitem vernehme ich sein heiteres »Grüß Gott«, und dann gibt er mir lachend seine braune, etwas schmutzige Hand. Oft erzähle ich ihm Geschichten. Heute will er durchaus ein Gschichtel, ein recht schönes, hören. So setzen wir uns denn in das kleine Vorgärtchen vor dem Hause seiner Eltern, und ich gebe ihm ein paar Datteln und Zuckerwerk, damit er fein stille bleibe und nicht zu oft dreinrede und mich mit seinen Fragen störe. Ich muß ein Geschichtchen ersinnen, denn die, die ich noch aus den Fabel- und Märchenbüchern weiß, kennt er alle schon.

»Also, es war einmal ein Wichtelmännchen —«

»Was is dös, a Wichtelmännchen?«

»Nun so ein ganz kleiner Kerl in einem braunen Röcklein mit einem langen, grauen Bart.«

»Also a Zwergerl?«

»Ja, meinetwegen a Zwergerl. Also es war einmal ein Wichtelmännchen —«

Nein, so ging's nicht. Das mit dem Wichtelmännchen war eine verfehlte Idee.

»Du, Toni, ich werde dir doch ein anderes Geschichterl erzählen.«

»Warumperl denn?«

»Du hör einmal, du darfst nicht so kindisch sein, das schickt sich für einen so großen Buben nicht, der schon in die Schule geht.«

»Warumperl denn?«

Ich kenne die Hartnäckigkeit meines kleinen Freundes und bin heute nicht gewillt, ihm mit Geduld etwas abzutrotzen. So spiele ich den Gescheiteren und gebe nach.

»Nun, weil's viel, viel schöner ist.«

»Wie heißt's denn?«

»Wie's heißt? Na, warte. Das ist — das ist die Geschichte — die Geschichte von dem Buberl, dem alle seine Spielsachen lebendig geworden sind.«

»Dö Spielerei?«

»Ja, dö Spielerei. Weißt die Arche Noah, die Pferderln und die ganze Kram. Aber jetzt mußt du ruhig sein, sonst kann ich dir nichts erzählen.«

»I bin eh schon stad.«

»Aber mäuserlstad mußt sein. Also — hm. In einem kleinen Haus — hm — na — es war — es war — es war einmal ein kleines Bübchen, noch ein

ganz kleines, das grad anfing, in die Schule zu gehen so wie du, das machte im ganzen Kalenderjahr ein Gesicht, so vergnügt wie die jungen Häschchen im Kohl. Und alles war ihm recht, und alles gefiel ihm auf der Welt und jeden Menschen, der es anblickte, lachte es freundlich ins Gesicht, zu jedem Wanderer auf der Straße sprach es ein fröhliches ›Grüß Gott‹, so lustig, daß die Müden ihrer Müdigkeit vergaßen, und wenn es dem Herrn Pfarrer die Hand küßte, so tätschelte er ihm freundlich die Wangen, die waren so rot wie die guten Winteräpfel, die deine Mutter auf den Kasten stellt, wenn einmal der Theresientag vorüber ist. Aber weil es ein so braves Bübchen war, waren ihm alle Leute gut und hattens vom Herzen gern. Wenn man ihm seinen Willen tat, war der Bub kreuzfidel, tat man ihn nicht, wars ihm auch recht, kurz es ging ihm nichts über die Hut-schnur, es kroch ihm nichts über die Leber, und ein schiefes Mäulchen ziehen — ach, was das ist, wußte er ja gar nicht. Er hatte an allem Freude, an dem Rosmarinstöckchen seiner Mutter, an dem alten Kanarienvogel, der immer mauserte und stets kahlköpfig war, an der fleckigen Stubenkatze, obwohl sie ihn ein paarmal tüchtig gekratzt hatte, an der Schwarzwälderuhr, die jede

Stunde Kuckuck rief, und sogar an den ungezogenen Fliegen, die sich auf sein Butterbrot setzten und mitessen wollten. Aber sein größtes Vergnügen waren doch seine Zinnsoldaten. Und erst die wirklichen, die lebendigen! Wenn er so eine ganze Kompagnie marschieren sah, mit der Musik voran, mit Bumbum und Tschindadra, da kam er außer sich vor Lustbarkeit und tanzte, sprang und klatschte in die Hände oder gab den Takt zu dem lustigen Marsch und streckte seine Füßchen ebenso stramm aus wie der Leutnant, der mit gezücktem Säbel voranging. Ja, seine drei Holzschachteln mit den Soldaten waren sein größter Stolz. Infanterie, Artillerie und Reiterei! Das hatte ihm alles sein guter Onkel zum Geburtstag geschenkt, eine ganze Armee. Stundenlang konnte er dasitzen und stellte sie auf in Reih und Glied, ließ sie Parade halten, marschieren, exerzieren und auf die Wache ziehen, daß es nur so seine Art hatte. Manchmal aber, ja manchesmal war es ihm doch ein wenig langweilig, daß sie gar so steif waren und nur dorthin gingen, wo er sie hinstellte, daß sie immer der Nase entlang gradaus sahen und Tag aus, Tag ein die nämlichen Gesichter machten. Einmal an einem schulfreien Tag im Mai hatte er wieder den ganzen Morgen mit ihnen gespielt und ging, als er genug daran

hatte, über die hölzerne Treppe hinunter in den Garten und dann bei der Hinterpforte hinaus auf die große Baumwiese seines Vaters. Dort freute er sich über die vielen bunten Blumen und die flatternden Schmetterlinge, über die kleinen Käferchen, die geschäftig an den Grashalmen emporklettern, und über die Vögel, die Wolken, die Sonne, über den blauen Himmel — was weiß ich worüber noch. Er hüpfte und sprang in dem weichen Gras herum, aber, gutmütig, wie er war, sah er immer vor sich hin auf den Weg, damit er kein Würmchen zertrete und kein eilendes Käferlein.«

»Auf einmal fing es an zu schneien wie mitten im tiefsten Winter. Aber die Luft blieb lau und lind, die Vögel sangen und die Blümlein dufteten. Da kam im dichtesten Flockengewirbel das Christkindlein daher. Das hatte ein langes, weißes Kleid an, viel weißer als die Kirschblüten an den Bäumen, goldene Flügel hatte es, die glänzten heller als zwei Sonnen und große, braune Kinderaugen. Das Bübchen fürchtete sich gar nicht, aber es war vor Erstaunen doch außer sich geraten, riß den Mund weit auf und sagte: ›Guten Tag!‹

Das Christkind trug ein Tannenbäumchen in der Hand, darauf brannten viele bunte Lichtlein,

und viele, bunte Bänder hiengen davon nieder und Zuckerwerk in allen Formen war auch dabei. Es nickte so freundlich, erwiderte des Bübchens Gruß und sagte: ›Weil du ein gar so liebes, braves Kind bist, so darfst du dir etwas ausbitten, es mag sein, was du willst, du sollst es haben.«

Das Bübchen besann sich nicht einen Augenblick, holte tief Atem und sprach mit freudestrahlenden Augen: ›Liebes Christkindlein, bitte, laß alle meine Spielsachen lebendig werden.«

Das Christkindlein lacht, nickt mit dem Kopfe, küßt das Bübchen auf den Mund, breitet die goldenen Flügel aus und weg ist es. Da kam es dem Bübchen vor, als sei es ein schimmernder Rosenkäfer gewesen, der fortgeflogen war, und nun merkte es erst, daß es gar nicht geschneit hatte, denn die Flocken waren lauter weiße Blütenblätter, die von den Bäumen gefallen waren. So stand es noch eine geraume Weile und schaute in die Luft, dann auf einmal fiel ihm das Versprechen des Christkindleins ein, es tat einen Freuden-sprung, klatschte in die Hände, lachte hell auf und rannte ins Haus zurück.

Da stand noch das ganze Spielzeug auf dem Tisch, wie er es verlassen hatte. Eine Stadt mit einem Platz, und einer breiten Straße, an deren Ende die Kirche mit dem roten Turmdach stand.

In der Nähe der Kirche hatte er aus den Steinen seines Baukastens eine Brücke gebaut und ein Stück Silberpapier daruntergelegt. Das sollte das Wasser vorstellen. Der Offizier seiner Reiterei stand schon auf der Brücke, der Trompeter dicht hinter ihm, und die andern, immer zu Dritt, knapp hinterdrein. Das war noch alles so still und steif wie er es verlassen hatte. Da war ihm, als gucke das Christkindlein nur einen winzigen Augenblick mit seinen hellen, klaren Augen durchs Fenster in die Stube, und mit einem Schlage gewann alles Leben und Bewegung. Der Nußknacker, der sonst fein manierlich auf des Buben Kinderstühlchen gesessen hatte, schnitt eine fürchterliche Grimasse, bewegte Arme und Beine und klappte mit den Kinnladen. Der Hampelmann in seinem bunten, seidenen Röckchen zappelte mir allen Gliedern und machte einen fürchterlichen Lärm mit seinen Tschinellen, die Pferde, die vor den Bierwagen gespannt waren, stampften ungeduldig mit den Füßen und wieherten, der Kutsher schnalzte mit der Peitsche und fluchte, weil sie nicht von der Stelle wollten. Aber am schönsten war doch das, was mit seiner Stadt und seinen Soldaten vorgieng. Die hölzernen Häuser hatten helle Fenster bekommen, und hie und da guckten winzig kleine Männlein und Weiblein

heraus. Die beiden Türflügel an der Kirche gingen weit auf, man sah darinnen einen Altar und Bilder an den Wänden, Orgelspiel ertönte, ein leiser Weihrauchduft schwebte in den Seitenkapellen, um die Kanzel und um die vergitterten Beichtstühle, und im Turm fiengen Glöcklein zu läuten an, so fein, daß man recht hinhorchen mußte, um es zu hören. Die Bäume, die um die Kirche herumstanden, waren voll frischer Blätter und Blüten, und Vögelchen, nicht größer als ein Stecknadelkopf, aber bunt und schillernd wie Glasperlen hüpfen in dem zarten Geäst umher, und zwitscherten und sangen gar lieblich. Auf einmal aber hörte das Bübchen von dem leisen Vogelgesang nichts mehr, denn auf der Straße fiengen die Zinntrompeter an, den neuesten Marsch zu blasen, der Offizier schwenkte seinen Säbel und rief mit einer dünnen, piepsenden Stimme, wie von einem Mäuschen: ›Marsch!‹, und alle seine Soldaten hoben gleichzeitig das rechte Bein auf und fiengen an, um den Tisch herumzumarschieren. Das Bübchen stand da und wußte rein nicht mehr, wohin es zuerst schauen sollte. Da setzte sich auf einmal auch die Artillerie, die zuerst in einem Kreis zusammengestanden hatte, in Bewegung. Die Pferde, die an die kleinen, bleiernen Kanonen gespannt waren,

schnauften und zogen an, sie trippelten und liefen, die Geschütze rasselten über den Tisch und verursachten einen solchen Lärm, daß man einen wahren Schrecken bekam, und wie sie draußen vor der Stadt waren, schossen die Artilleristen alle auf einmal los — Bum! Das knallte so, daß alle Vögel auf den Bäumchen mit lautem Geschrei in die Höhe flatterten, und machte einen solchen Heidenspektakel, daß der kohlrabenschwarze Krampus auf dem Ofen mit seiner eisernen Kette rasselte und seine rote Zunge unanständig weit heraushängen ließ, und der würdige, weißbärtige Nikolo seinen Bischofsstab Ruhe gebietend erhob. Da hörte man schon von der andern Seite her ein gewaltiges Getrappel. Das war die Kavallerie, die über die Brücke ritt. Das Silberpapier war nun ein wirkliches, klares Wasser geworden, und ein kleiner Holzspahn darauf hatte sich in ein Schiffchen verwandelt. Einem von den zinnernen Reitern scheute sein braunes Pferdchen, und plumps fiel es über die Brücke und platschte in den Fluß. Und nun kam der Schiffer mit seinem Kahn herbeigerudert und zog den Soldaten heraus. Das Pferd schwamm dem Boote nach, und sein Herr hielt es am Halfter. Der Nachen begann zu schwanken und kippte plötzlich um, und nun lagen sie alle im Wasser, Reiter und Pferd

und Fährmann. Da tat das Bübchen vor Schrecken einen lauten Schrei und — wach war es. Denn die ganze schöne Geschichte vom Christkindlein und dem Spielzeug, das lebendig geworden war, hatte es geträumt, als es im Garten unter dem Fliederbusch eingeschlummert war. Im Anfang war der kleine Mann wohl etwas verblüfft, aber dann rieb er sich den Schlaf aus den Augen, lachte über den krausen Traum und hatte von dem Tag an noch einmal so viel Spaß an seinen Zinnsoldaten.«

Mein Märchen ist aus. Mein kleiner Freund sitzt ganz stumm und nachdenklich da. Ich aber nehme Stock und Hut und gehe rasch fort. Denn, wenn er nun zu fragen begänne, säßen wir bis in die anbrechende Nacht in dem Gärtlein des Schuhmachers.

Heute Nachmittag ging abermals ein heftiges Gewitter mit rauschenden Regengüssen nieder. Gegen Abend aber war der Himmel wieder blau, und die Sonne streute auf die erfrischten Wiesen goldene Lichter. Ich war um fünf Uhr bei Frau Wörner auf eine Tasse Kaffee geladen. Eben hatte sich das Wetter erheitert, und wir konnten den Imbiß in dem kleinen Gartenhäuschen einnehmen, das so anmutig von Gaisblatt und wildem

Wein umrankt ist, und über dessen grünangestrichenem Schindeldach ein Nußbaum seine Aeste ausbreitet. Ein schneeweißes Linnen ist über den Tisch gedeckt, in den bauchigen Kannen duftet stark das schwarze Gebräu und schäumt die köstliche, dicke Milch. Wir trinken aus alten Schalen, die innen einen Goldrand haben und außen feine Bilder zeigen. Auf meiner ist der königliche Harfner David in einem roten Mantel, eine Krone auf dem Haupt, auf der Tasse der Frau Wörner eine Ansicht von Karlsbad aus dem Anfang des vergangenen Jahrhunderts und auf jener, aus der Hans trinken soll, gar ein mythologisches Bild, die Entführung Europas durch den Stier. In einer Dose aus blauem Glas liegen große Zuckerstücke, frische Butter steht vor jedem auf zinnernen Randtellern, und in einem geflochtenen Bastkörbchen sind prächtige Schnitten von Weizenbrot aufgeschichtet.

Ich habe Hans zwei Nippes geschenkt, eine Cloisonfigur, eine Kuh darstellend, und ein altjapanisches Figürchen aus Forellenporzellan. Sie ist zwar nicht recht klug daraus geworden, aber es hat ihr viel Spaß gemacht. Ich habe mich ganz provinzmäßig herausgeputzt, einen langen,

schwarzen Rock angezogen und versucht, meiner Krawatte etwas vom Biedermeierstil zu geben.

Beim Platznehmen werden viel Umstände gemacht.

»Nein, Sie müssen im Lehnstuhl sitzen, Herr Gottfried!«

»Aber, bitte gnädige Frau, nein, das ist Ihr angestammter Platz, darauf habe ich kein Recht.«

»Nein, die Stühle stehen nun einmal so, und Sie müssen zwischen mir und Johanna sitzen.«

»Also folgen Sie hübsch, Herr Gottfried.«

»Ja, wenn Sie es so wollen, Hans.«

»Bitte, wünschen Sie den Kaffee dunkel oder licht?«

»So mittel, wenn ich bitten darf.«

»Zucker?«

»Ein halbes Stückchen Zucker, bitte. Das da ist mir viel zu groß. Nicht mehr. Danke. Zu gütig.«

»Nein, Herr Gottfried, das wäre mir zu wenig. Da versüße ich mir mein Leben schon gründlicher. Unter drei großen, tüchtigen Stücken tu ich's nicht.«

»Sie sind eine rechte Naschkatze, Hans.«

»Mutter, darf ich Herrn Gottfried das schenken, was ich den vergangenen Sonntag am Kirchweihfest in St. Agatha gekauft habe?«

»Untersteh' dich, Johanna!«

Aber schon ist sie aufgestanden und eilt mit raschen Schritten ins Haus. Als sie zurückkam, hatte sie ein kleines Päckchen in der Hand und legte es munter lachend vor meinen Teller. Ich mußte hin und herraten, was für Kostbarkeiten es bergen könne, und erst, als ich mich ganz verzweifelt gebärdete, durfte ich es öffnen. Aus einer Menge zarter, papierner Hüllen kommt endlich ein Lebkuchenherz ans Tageslicht, ein ziemlich dickes Herz, mit rotem Zucker übersponnen. Am Rande sind Rosetten aus weißem Tragant und in der Mitte ist ein buntes Bildchen aufgeklebt, mit einem so elenden Vers darunter, daß ich nicht einmal darüber lachen konnte. Nun aus Meister Ebenböcks Münchner Backstube ist es sicher nicht hervorgegangen. Ich war etwas betrübt über diese entsetzliche Geschmacksverirrung, zumal zum Exempel in Nürnberg in vergangenen Zeiten die Lebzelterei eine Art von Kleinkunst war. Es gibt noch alte, steinhart gewordene Lebkuchen, die den besonderen Stil ihrer Zeit tragen und als große Seltenheiten gelten. Einst durchdrang die Kunst das menschliche Leben viel mehr als heutigen Tages, und in unscheinbaren Kleinigkeiten redete sie schon zu dem Kinde, das sich des süßen Schmauses freute,

eine leise, aber eindringliche Sprache. Ich zeigte mich übrigens herzlich erfreut und war's eigentlich im Innern auch ein wenig. Liegt doch der Wert einer Gabe im Geber mehr als im Empfangenen. Wir plauderten lustig weiter, und da Hans in ihrem Uebermute die Stöckelschuhe ihrer Großmutter, in denen diese einst zum Altar schritt, angezogen hatte, erzähle ich ihr von den Schuhen, wie sie einst ausgesehen haben, an den zarten Füßen schöner Frauen. Ich erzähle ihr von den Sandalen aus Rhodos und Sigyon, aus Argos und Amykleia, die mit zierlichen, golddurchwirkten Bändern geschnürt wurden und prächtige, metallene Zierrate trugen, und von den lydischen und tyrrhenischen Prunkschuhen aus zartem, goldenem oder krokosfarbenem Leder, vom hochsohligen Kothurn und von dem unförmlichen Ding, in dem die Chinesin ihre Zehen absichtlich verkrüppelt. Ich erzähle von dem wahnsinnigen Luxus, den byzantinische Kaiserinnen mit ihrem Schuhwerk trieben, und wie schließlich der Schuh immer mehr die heutige Gestalt annahm, wie die Damen am französischen Hofe hohe Absätze trugen und Schuhe aus Atlas oder Seide, mit Gold- und Silberstickerei und am obern Rande mit Spitzen verziert, und wie sie in venetianischen Stöckelschuhen sich

abquälten, in denen sie auf den Fußspitzen einhertänzelnd mußten. Und endlich erzähle ich ihr von dem Schuh ihrer Großmutter, der rote Absätze hat, tief ausgeschnitten und mit zahlreichen, kleinen Schnallen besetzt ist.

Komm, laß den Schuh mich küssen,
Den kleinen Stöckelschuh,
Du wirst gewähren müssen
Die Hand mir noch dazu.

Du wirst den Mund nicht versagen,
Ich wette, du sprichst kein Nein,
Und darf ich mehr noch wagen,
Sind wir einmal nur zu zweien?

Hans stickt an einem Tischläufer. Ich habe mich immer tiefer zu ihr hinuntergebeugt und ihr die letzten Worte mit dem warmen Hauch meines Mundes ins Ohr geflüstert. Sie wird blutrot bis an die Schläfen und wagt es nicht, aufzuschauen. Nun plauschen wir wieder über alle erdenklichen Dinge, bis Hans in der alten Gartenlaterne eine Kerze anzündet, und ihre Mutter nach der Küche sieht, denn Frau Wörner will uns noch zum Abendbrot ein Hühnchen braten.

Von den tauigen Wiesen tönt das Zirpen der Grillen. Und mitten hinein, scharf und schneidend ein wetzendes Geräusch. Der Rupert, der Knecht, dengelt auf der Wiese des Bräuers, die an den Garten stößt. Er muß wohl noch vor Anbruch der völligen Dunkelheit Futter für die Kühe schneiden zu ihrem Morgenschmaus. Wie er so in dem hohen Grase steht, die Sense schärfend, der baumlange, hagere Karl und rings um ihn die Dämmerung ihre grauen Geheimnisse spinnt, sieht er dem Tode ähnlich. Keck sitzt ihm das Lodenhütlein mit der Feder am rechten Ohr, und seine Arme greifen weit aus, da er nun die Gräser niedermäht und die bunten Blumen. Düster wird's und alle Lichter bläst er aus, alle Farben verblassen, nur am Himmel steckt einer neue schwache Lichtlein an, eins nach dem andern. Der Mond ist noch auf der Reise, hinter den Bergen. Mir wird unheimlich zu Mut. Auch Hans redet kein Sterbenswörtlein. Da fällt mir zum Glück ein, daß ich mir vorgenommen habe, einmal hier eine Idylle von Salomon Geßner zu lesen, gerade hier, angeheimelt von dem stillen Reiz einer anspruchslosen Häuslichkeit in einem von Gaisblatt und Winden umrankten Gartenhäuschen neben den Gemüsebeeten und Obstbäumen, zwischen Nelken und Ringelblumen. Ich dachte mir oft, es

müsse ein seltener Reiz sein, die Stimmung einer zur Schwärmerei für Natur und Einfachheit der Sitten geneigten Zeit zu empfinden, ein duftiges Raffinement für den Stimmungsgourmand wie etwa Salanganensuppe für den Gastronomen.

»Hans, darf ich Ihnen etwas vorlesen?«

»Ach bitte, ja, Herr Gottfried.«

»Aber das ist etwas ganz anderes wie die modernen Bücher, die ich Ihnen zum Lesen gegeben habe. Etwas ganz Altes, Vergessenes und Verschollenes, so alt und vergessen, daß es uns ganz neu anmuten könnte.«

»O, davon verstehen Sie so viel und ich so wenig. Im Kloster durften wir ja nur bestimmte Bücher lesen, und die waren so anders —«

»Das glaub ich.«

»Spotten Sie nicht, Herr Gottfried, es standen auch da viel schöne Dinge darin.«

»Schöne und erbauliche.«

»Warum auch nicht?«

»Auch von der Liebe?«

»Nein, von der Liebe, die Sie meinen, stand allerdings nichts darin.«

»Hans, Hans, darf ich Sie ein wenig lieb haben, so, so wie ein Schwesterl? Ich hab' mir immer eine Schwester gewünscht, eine schöne, junge Schwester, um die mich alle beneiden sollten.«

»Ach, Herr Gottfried, Sie kennen so viele schöne Mädchen und Frauen in Wien, und wenn Sie einmal von hier fort sind, kommen Sie nie mehr wieder und vergessen bald auf uns alle.«

»Nein, nein, wissen Sie, daß ich schon von Ihnen geträumt habe. Sie sahen aus wie —«

»Nun, wie?«

»Wie ein Page. Sie trugen ein Wams mir roten Litzen, einen Dolch an einer goldenen Kette und ein Federbarett. Und ich war auch ein Junker, und wir schlossen Freundschaft und küßten uns.«

»— Sie wollen etwas vorlesen, Herr Gottfried.«

»Ach ja, ganz recht.«

Ich greife in meine Rocktasche und finde nichts. Doch jetzt entsinne ich mich, ich habe ja das Büchlein in meinen Lodenmantel gesteckt, den ich umhing, weil es, als ich das Haus verließ, noch von allen Zweigen tropfte, und die Nächte sich hier insbesondere nach einem Gewitter oft gar kühl anlassen. Ich spüre es, ich bin rot im Gesicht wie ein gescholtener Schuljunge und krame übertrieben lange herum. Schüchternheit war meine Sache sonst nicht, eher allzugroße Kühnheit. Endlich finde ich das Gesuchte. Es ist ein kleines Büchlein im Taschenformat, in schlichte,

braune Pappe gebunden, mit einem roten Schildchen am Rücken. Auf der stockfleckigen, ersten Seite steht mit etwas verschnörgelten, lateinischen Buchstaben der Name Dr. C. Hermann, der Name eines ehemaligen Besitzers, vielleicht des ersten. Das Buch wurde 1824 in Zürich zum siebenzehntenmale aufgelegt. Die Idylle habe ich schon ausgesucht. Sie ist nach meinem Dafürhalten eine der schönsten und hat außerdem einige Beziehungen zu einem kleinen, unglücklichen Ereignis, das Hans vor einigen Tagen begegnete. Sie hatte am Brunnen einen schön glasierten Krug zerbrochen und war deswegen von ihrer Mutter ausgezankt worden. Ich blinzle schelmisch zu ihr hinüber, indem ich das Buch aufschlage und laut die Ueberschrift lese: »Der zerbrochene Krug.« Sie erwidert den Blick halb lächelnd, halb erzürnt, und der Schalk lacht ihr aus den Augen. Ich wiederhole das Spiel.

»Also — der zerbrochene Krug.«

»Ein ziegenfüßiger Faun lag unter einer Eiche in tiefem Schlaf ausgestreckt, und die jungen Hirten sahen ihn. Wir wollen, sprachen sie, ihn fest an den Baum binden, und dann soll er uns für die Loslassung ein Lied singen. Und sie banden ihn an dem Stamm der Eiche fest und warfen mit der gefallenen Frucht des Baumes ihn wach.«

»Wo bin ich? so sprach der Faun und gähnte und dehnte die Arme und die Ziegenfüße weit aus: Wo bin ich? Wo ist meine Flöte? Wo ist mein Krug? Ach! Da liegen die Scherben vom schönsten Krug! Da ich gestern im Rausch hier sank, da hab' ich ihn zerbrochen. — Aber wer hat mich festgebunden? So sprach er und sah rings umher und hörte das zwitschernde Lachen der Hirten. Bindet mich los, ihr Knaben! rief er. Wir binden dich nicht los, sprachen sie, du singest uns denn ein Lied. Was soll ich auch singen, ihr Hirten? sprach der Faun. Von dem zerbrochenen Krug will ich singen; da setzt euch ins Gras um mich her.«

Und die Hirten setzten sich ins Gras um ihn her; und er hub an:

»Schön war mein Krug, meiner Höhle schönste Zierde; und ging ein Waldgott vorüber, dann rief ich: Komm, trink und siehe den schönsten Krug. Zeus selbst hat bei dem frohesten Fest nicht einen schönern Krug.«

»Er ist zerbrochen, ach, er ist zerbrochen, der schönste Krug. Da liegen die Scherben umher.

»Wenn bei mir die Brüder sich sammelten, dann saßen wir rings um den Krug. Wir tranken; und jeder, der trank, sang die darauf gegrabene Geschichte, die seinen Lippen die nächste war.

Jetzt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder! aus dem Krug; itzt singen wir nicht mehr die Geschichte, die jedes Lippe die nächste ist.

»Er ist zerbrochen, ach! er ist zerbrochen! Der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

»Denn auf dem Krug war gegraben, wie Pan voll Entsetzen am Ufer sah, wie die schönste Nymphe in den umschlingenden Armen in lispelnden Schilf sich wandelte. Er schnitt da Flöten von Schilfrohr von ungleicher Länge und klebte mit Wachs sie zusammen und blies dem Ufer ein trauriges Lied. Die Echo horchte die neue Musik und sang sie dem erstaunten Hain und den Hügeln.

»Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

»Dann stund auf dem Krüge, wie Zeus, als weißer Stier, auf dem Rücken die Nymph' Europa auf Wellen entführte. Er leckte mir schmeichelnder Zunge der Schönen entblößtes Knie. Indes rang sie jammernd die Hände über dem Haupt, mit dessen lockichtem Haar die gaukelnden Zephyre spielten und vor ihm her ritten die Amors lächelnd auf dem willigen Delphin.«

Ich deutete mit einer komischen Handbewegung, als wolle ich alles vom Tische streifen, auf die Tasse, aus der vorhin Hans getrunken. Sie droht

mir schelmisch mit dem Finger und bedeutet mich fortzufahren.

»Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher!

»Auch war der schöne Bacchus gegraben. Er saß in seiner Laube von Reben, und eine Nymphe lag ihm zur Seite. Ihr linker Arm umschlang seine Hüften; den rechten hielt sie empor und zog den Becher zurück, nach dem seine lächelnden Lippen sich sehnten. Schmachkend sah sie ihn an und schien ihn um Küsse zu flehen, und vor ihm spielten seine gefleckten Tieger; schmeichelnd aßen sie Trauben aus der Liebesgötter kleinen Händen.

»Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher. O klag' es, Echo, dem Hain! klag' es dem Faun in den Höhlen! Er ist zerbrochen! Da liegen die Scherben umher.«

»So sang der Faun; und die jungen Hirten banden ihn los und sahen bewundernd die Scherben im Gras.«

Während der letzten Worte rückte ich immer näher an den Stuhl des jungen Mädchens heran, so daß meine Kniee die ihren streiften und der Hauch ihres Mundes und der Duft ihres Atems zu mir herüberdrang. Und plötzlich umfaßte ich

wortlos ihren schlanken Leib und preßte meinen Mund auf ihre Lippen, als wollte ich mich festsaugen, und sie erwiderte diese stumme Anfrage einer begehrenden Liebe und ihr Körper zitterte. Plötzlich machte sie sich durch einen leichten Ruck frei. Vom Hause her hörten wir die Stimme der Mutter: »Johanna, mache endlich den Tisch zurecht, es ist noch alles so wie zur Jausenszeit, und wir wollen gleich zu Abend essen. Meine Hühnchen sind schon weich wie Butter.«

Nach dem Abendbrot plauderten wir noch eine Weile gemütlich miteinander bei einem Glas leichtes Bieres, das hier schon etwas dunkel nach bayrischer Art gebraut wird. Ich erzählte von meiner Studentenzeit, und Hans meinte, ich müsse ein hübsch ungezogener Junge gewesen sein. Unsere Blicke verstanden sich. Erst gegen elf Uhr durfte ich Abschied nehmen. An der Gartenpforte küßte ich das Mädchel wie ein verliebter Junge von sechzehn Jahren.

Ein leises Lachen tönte an mein Ohr.

Gurre, gurre, gurre.

Locken im Wald die wilden Tauben?

Ich denke heute Nacht noch an meine Studentenzeit zurück. Ich war dazumal brustkrank, und mein Vormund ließ mich dessenthalben am

deutschen Gymnasium in Trient studieren. Ich erinnere mich noch lebhaft meines Kostherrn, des Signore Benvenisti, eines pensionierten Steuereinnehmers. Ein vertrocknetes, leberleidendes Männchen, der immer an mir herumnörgelte und Briefe an meinen Vormund sandte, die zum Kranklachen waren. Einen besonders gelungenen habe ich sogar aufbewahrt. Er schrieb ihn an meinen Vormund, als ich im Lateinischen elend stand:

Trento, am 25. Gennajo 1889.

Seiner Hochwohlgeboren Herrn Robert von
Füleky,
k. k. Oberst i. P., in Wien.

Ich hoffe, daß Sie werden meine Brief von 10. 1. 89 richtig erhalten haben. Heute bin ich bei die Professor gewesen für Fragen, wie macht der Goffredo; und da ich schicke Ihnen was haben mir gesagt, so Sie werden sehen; das ist der Professor Kofler. Wenn der Goffredo nicht mehr studiert, und wenn nicht um 5 Uhr abend zu Hauße ist, und wenn noch Carcer bekomme, schicken fort von Ghinasio, wie haben gemacht mit seine Kamerat. Ich bitte, lesen Sie noch meinen Brief von

2. 1. 89, was ich habe von Goffredo geschrieben, wenn nicht besser komm, wir machen nichts. Ich schrei immer, er soll Studieren, und zu Hauße früh kommen, und in der Früh aufstehen Studieren, ma nutzt nicht. —

Er Studier nichts, aufstehen in der Früh am 7 1/2 Uhr, auf die Nacht und bein Tag er thut immer lesen anderen Bücher anstadt Studieren, so ich Sie bitte zu schreiben an Goffredo. Der Goffredo er gehen mit einigen Kamerat, was sind molto cattivi, und thut Cartenspielen, und so nach der Schulle macht so, anstadt zu Hauße kommen und Studieren. Die Professor sagen immer mir, daß hat guten Tallent, aber er will wenig brauchen. —

Ich habe ganz verdruß, wir behalten der Goffredo sehr gut wie war mein Sohn, ich kann nicht anders sagen. — Göld ich gebe wenig. Ich habe an Goffredo gegeben von 10. 1. - 20. 1. fl.2.69

Wann Sie schicken Monate Febrajo fl. 30.-

= so Sie schicken zusammen fl. 32.69

Ich bitte machen Sie unseren Empfelung an Ihren ganzen Famiglia, und in erwarten von Ihnen antwort ich verbleibe

Ihr ergebenster

Giovanni Battista Benvenisti.

P.S. Ich bitte schreiben Sie einen Brief an Signore Carl Kofler Professor in Teusche Ghinasio in Trento und reccommandare Sie den Goffredo.

Guter Giovanni Battista Benvenisti, du trinkst auch keinen Iserer Wein mehr und speisest keine finocci und keine maccaroni al sugo mehr — ma du brauchst dich auch nicht mehr mit leichtsinnigen Studenten am Teusche Ghinasio in Trento herumzürgern und zu plagen. —

Hans gab mir des Abends einen Fächer aus Holzstäben mit. Auf der Vorderseite sind Mairglöckchen gemalt, und auf der Rückseite sollen gute Bekannte und Freunde einige Worte der Erinnerung auf die Stäbe schreiben. Sie bat mich um einen Vers. Lange wollte mir nichts Rechtes einfallen. Endlich schrieb ich mit etlichem Bezug auf eine Stelle in Geßlers Idyllen:

Von Miletos kam oft ich,
Apoll ein Opfer zu bringen.
Suchte auch eifrig am Strand
Der Charitinnen goldenes Haus.
Fata Morgana blieb's stets,
Es ragen die marmornen Tempel,
Unerreichbar dem Fuß,
Schimmernd ins endlose Meer.

Ich bin spät entschlummert und habe traumlos, tief und erquickend bis in den späten Vormittag hinein geschlafen.

Ich war heute Abend wieder bei Frau Wörner zum Speisen geladen, denn die Dame fährt morgen in aller Gottesfrühe auf einige Tage nach Linz, um größere Einkäufe zu besorgen. Während dieser Zeit bleibt Johanna allein, und ich muß aus Schicklichkeitsrücksichten das Haus so viel als möglich vermeiden, sonst machen sich gleich Hinz und Kunz Gedanken darüber.

Ach, was schiert es mich; wenn man immerdar auf seine lieben Nachbarn achten würde, schliche das Leben so grau und träge dahin wie ein einziger Regentag.

Im Dorfe läuten sie mit sämtlichen Glocken zur Vesper, und alle, alle hören es. Für wie viele von diesen Leuten ist morgen kein Feiertag, ist vielleicht nie einer gewesen? Ach, der Alltag ist ein schrecklich schmacklos Brot, und es gehört doch so wenig dazu, um es mundgerecht zu machen, etwa ein fröhliches Kindergesicht oder ein munteres Lied, Amselgesang oder ein blühender Kirschbaum, ein Becher Wein oder eine voll erblühte Rose. Aber der Alltag hat eine steinharte Rinde, wir haben die Zähne unserer Sinne daran

stumpf gebissen, wir haben zu schauen, zu hören, zu genießen verlernt, und nun quält uns ein dumpfes Sehnen nach all diesen so köstlichen Dingen.

Hans hat mir gestern vor dem Abschiednehmen noch etwas Außerordentliches geschenkt. Sie führte mich in die Stube, wo der Glasschrank steht, in dem das Porzellan, die guten Gläser und das Silberzeug aufbewahrt werden. Dort lagen in einer tiefen, ovalen Schüssel buntgefärbte Oster Eier. Alljährlich werden einige Stücke von den Schönsten aufbewahrt, und ich darf mir nun aussuchen, was mir am besten gefällt. Ich habe mich stets für derartige, anmutige Spielereien erwärmt und besitze eine kleine Sammlung solcher Dinge, die dem Kunstsinn schlichter Leute oder bäuerlichem Fleiß ihr Entstehen verdanken, und die immer seltener werden, je mehr die Bevölkerung in den Provinzen von ihrem ursprünglichen Hange, am Althergebrachten zähe festzuhalten, abläßt. Ich besitze ein sehr schönes Stück aus Rußland und mehrere Eier aus der Iglauer Gegend, die mit Blumengewinden, brennenden Herzen oder schnäbelnden Vögeln geziert sind und kernige, humorvolle Sprüchlein tragen. Und ich freue mich über diese Symbole der Fruchtbarkeit, denn es ist Sitte, daß sich Liebende mit

Ostereiern beschenken, wenn auch die Zeit des Scherzens beim Verstecken und Suchen schon lange vorbei ist. Ich lasse mir von Hans über die Vorgänge berichten, die notwendig sind, um solch ein Ei künstlerisch zu schmücken. Sie sind gar nicht so einfach, als man glauben könnte, und erfordern gar viel Geschick und Emsigkeit.

Endlich verabschiede ich mich. Ich halte die Hand des lieben Mädchens mit leisem Druck länger als sonst in der meinen und schlendere sodann auf Umwegen dem Schlosse zu. Nahe dem Bahndamm sitzen auf einem zusammen geschaukelten Erdhaufen slowakische Arbeiter, ihr karges Abendbrot verzehrend, wozu sie Wasser aus einem irdenen Krug trinken und mehrstimmig, langsam, tief und getragen melancholische, slawische Volkslieder in die Nacht hinaussingen. Ich beschleunige meine Schritte. Nein, nicht also. Ich wünschte mir heute Zitherklang und Lieder mit fröhlichen Jodlern oder kecke Schnaderhüpfeln, bei denen man die Hände in die Hosentaschen steckt und sich breitspurig hinstellt. Beinahe möcht' ich raufen!

Heute abends bin ich zum Hirschenwirt auf den Bürgertag gegangen. Da das Wetter halbwegs schön und die Luft lau und lind war, so hatte man

auf der Kegelstatt zwei der langen, braunangestrichenen Holztische mit rot- und blaukarrierten Tischtüchern gedeckt und auf der einen Seite der Wand zu eine lange Bank, auf der andern aber für die Schreiber eine Anzahl Stühle aufgestellt. Nur eine Längswand und die Stirnseite der Kegelbahn sind aus Ziegeln hergestellt, die mit Kalk übertüncht sind. Die andere Wand wird durch Lattenwerk ersetzt, durch das hindurch man einen großen, wohlgepflegten Gemüsegarten mit Kraut, Rettigen, Rüben und blühenden Fisolten, aber auch Rosen, Nelken in allen Farben, Goldlack und dunkelrote Pelargonien sehen kann. An dem Lattenwerk ranken sich die Feuerbohne und der zartblütige Windling so üppig empor, daß man erst einen Lugaus gefunden haben muß, um all die sommerliche Pracht mit einem Blick zu überschauen. Etwa in Mannshöhe läuft an der gemauerten Wand ein schmales Bord, auf dem die Bierkrüge der Stammgäste stehen, schmutzige Karten liegen und Schreibtafeln mit eingeknickten Ecken, darauf trockene Schwämme und Kreideblöckchen, einige zerfetzte Scheuerlappen und anderer Kram, ein wenig appetitliches und verstaubtes Kunterbunt, von dem jedes Stück einen muffigen Geruch ausströmt, der über dem Ganzen liegen bleibt, aus

dem Fußboden aufsteigt und aus den Wänden hervorquillt und sich an heißen Tagen seltsam mit etwas Rosenduft und dem scharfen Geruch der Küchenkräuter vermengt. Ueber dem Bord ist die Wand mit heiteren Episoden aus dem Kegelspiel geziert. Bald sind es Gestalten in moderner bäuerlicher, bald in freilich nicht ganz stilgerechter, mittelalterlicher Tracht; bunt dazwischen gestreut Szenen aus dem fröhlichen Zecherleben, ein auf einem Bierfaß knobelndes Trifolium, ein eine mächtige, geleerte Zinnkanne schwingender Landsknecht, der Wirt in engen Kniehosen, weißer Schürze mit dem mächtigen Schlüsselbunde daran, dem ledernen Käpplein am Haupt, unter der Haustüre stehend, schon von Ferne mit Jauchzen und Hüteschwenken von zwei durstigen Handwerksburschen begrüßt, ein rotnasiger Nachtwächter mit Hellebard und Laterne, der mit ein paar abgerissenen und johlenden Zechbrüdern seine liebe Not hat, und endlich die Symbole des Rausches und seiner Folgen, ein Affe, der tiefsinnig in ein Weinglas blickt, ein den Buckel sträubender Kater und ein Hering mit offenem Maul. Darunter stehen allerhand Verse und schnurrige Sprüchlein, wie:

Manch Flegel
Trifft gleich neun Kegel,
Manch Biedermann
Nicht einen treffen kann.

oder

Zeit, Wind, Weib und Glück
Verändern sich im Augenblick.

Und der alte, vielleicht manchemal nicht so
übel angewandte Spruch:

Alles verzehrt vor seinem End'
Macht ein richtig Testament.

Etwas anzüglich für die Geistlichkeit ist ein lusti-
ger Vierzeiler:

I hon a mol beicht
T grat 's Trinkka nöt leicht,
Sagt da Pfoara zu mir
S' geht ma nöta wia dir.

Und eine herbe Bauernphilosophie steckt in den
holprigen Versen:

Is an Mo sei Wei untreu
So verfluacht er 's,
Hört ers vor der Nachbarin
So suacht ers.

Und noch manch anderes gibt es zu schauen
und zu lesen an den Wänden. Denn diese sind an
vielen Stellen mit Dekorationsbildern und Plaka-
ten über und über behangen. Zwischen den auf

dünnen Deckeln kachierten Wappen der Kronländer preisen bunte Reklamen die Güte von Franks Feigenkaffee und die Vortrefflichkeit von Geßlers Altvater-Liqueur an. Die Feuerwehr, die Turnerschaft, die Sänger, die Schützen und die Radfahrer haben ihre Merkzeichen, die Embleme ihrer Kunst oder ihres Sports mit darauf bezüglichen Sprüchen. Auf einem solchen Bilde ist auch ein jauchzender Kegelbub zu sehen, der ein Fähnlein schwingt, während zwei borstige Rüsseltiere in tollem Laufe voran stürmen, und alle neun Kegel in der Luft durcheinanderwirbeln. Auch verstaubte Transparente sind da, und eines klingt gar stolz und selbstbewußt. Ein Kranz von Blumen, Obst und Feldfrüchten umrahmt den Spruch:

Des Vaterlandes
Macht und Kraft.
Sie liegen in der
Landwirtschaft!

Weiß der Himmel von welchem Kirchweihfest oder von welcher Wallfahrt sich da eine Erinnerung hereinverirrt hat. Der Pappendeckel ist wie eine Prozessionsfahne zugeschnitten und mit ro-

tem Satinpapier überzogen. Auf einem reichverzierten Meßbuch steht ein gotisches Ciborium, von einer goldenen Aureola umstrahlt, und darüber wölben sich zu einem Bogen die frommen Worte: Gelobt und gebenedeit ohn' End — sei das allerheiligste Sakrament!

Während ich die Sprüche und Verse aufmerksam studiere, hat mir die Kellnerin, ein schwarzäugiges Ding mit sehr starken, rotbraunen Haaren ein Glas Bier gebracht und einen Teller mit aufgeschnittenen, schwarzen Rettig auf den Tisch gestellt.

Die Stammgäste rücken der Reihe nach an. Zuerst der Apotheker, dann der Pfarrer mit seinem Neffen und den beiden Cooperatoren und so weiter und so weiter, bis alle Honoratioren des Marktfleckens versammelt sind. Ich kenne bereits die Gewohnheiten und die Gespräche eines jeden. Der Pfarrer redet nicht viel, er schmaucht gemütlich aus einer quastengeschmückten, langen Studentenpfeife, streicht seinen Neffen zärtlich über das Haar und freut sich, wenn er so recht kräftig in die Kegel hineinpeffert, und der Kegelbub einen langen Juchzer ausstößt. Seine beiden Gehilfen in der Seelsorge sind ganz anders geartet. Der eine schiebt überhaupt nicht, aber er redet auch nicht, trinkt nicht und raucht

nicht, und man weiß nicht recht, warum er überhaupt herkommt, wahrscheinlich nur, weil es sein Pfarrherr so hält. Der andere lärmt um so mehr. Schiebt er daneben, was sehr häufig geschieht, so greift er sich mir geballten Händen an den Kopf, schilt, schreit furchtbar und flucht sehr unpriesterlich. Er ist ein untersetzter Mensch, mit dem Oberleib eines Gynäkomasten, mit fuchsigem Haar und einem schlecht rasierten, pickligen Gesicht, trägt stets eine lange, sehr vernachlässigte Soutane und sehr schmutzige Leibwäsche. Einmal, eh ich ihn noch persönlich kannte, begegnete ich ihm auf einem Feldweg, der zwischen üppigen Kornfeldern dahinführte und sah seinem seltsamen Gehaben zu. Er war mit einem langen, dünnen Rock aus schwarzem Lustre angetan und trug einen schwachen Spazierstock, mit dem er die Disteln köpfte, die ihm im Wege standen. Plötzlich bückte er sich und haschte, wie man nach Fliegen hascht, dann führte er die Hand zum Munde, kaute und schmatzte und blinzelte mit seinen wässerigen Augen vergnügt nach allen Seiten. Ungefähr alle zwanzig Schritte wiederholte er das Spiel. Ich war ihm, da er sehr häufig stehen blieb, ganz nahe gekommen und sah, wie er, so oft er sich niederbeugte, mit ungemeiner Behendigkeit eine

Grille fing, die er dann mit gespitzten Lippen in den Mund nahm, ein leises Knirschen, und er hatte dem Tierchen den Kopf weggebissen, den er rasch ausspuckte, während er den übrigen Körper mit sichtlichem Behagen verzehrte. Dabei murmelte er in einemfort: »Wie die Henderln, wie die Henderln, aber die auf der Mausmerwiesen sind doch die Besten.«

Zwischen den beiden Kooperatoren sitzt der Steuereinnehmer, ein würdevoller Glatzkopf in einem schnupftabakfarbenen Kleide und mit einer goldenen Brille, der am meisten Bier trinkt und die schlechtesten Zigarren raucht. Er ist eigentlich ein Liberaler und ließt heimlich sogar die Arbeiterzeitung. Aber seine Frau denkt anders und soll ihrem Manne gegenüber die christliche Duldung nur in sehr beschränktem Maße ausüben. Was sonst noch am Honoratiorentische sitzt, ist kaum der Rede wert. Der Notar ist ein bejammernswerter Aktenkrüppel und den Arzt, einen ehemaligen Farbenstudenten, bedaure ich, denn von seinen Farben ist nur ein puterrotes Gesicht geblieben, und über seine fast knopflose Weste zieht sich statt eines Bandes ein breiter, spiegelnder Schmutzstreifen. Und ebenso wie sein Aeußeres hat er auch sein Inneres vernachlässigt. Er ist ein Philister geworden, ein Philister

von jener gefährlichen Sorte, die in der Jugendlust Leichtsinns, in der Jugend gesunden Trieben Laster sehen.

An dem Nachbartisch sitzen die Bürger, ehrsame Handwerker und Gewerbetreibende. Der Kaufmann des Ortes, ein hagerer, leberleidender Mann, der schon viermal verheiratet war und nun als Witwer mit einer Person von zweifelhaftem Ruf in gemeinsamem Haushalte lebt, der Gemeindeschreiber, ein sechzigjähriger Geck mit einer fuchsigen Perrücke, schwarzgefärbtem Schnurrbart und einem messingenen Nasenklemmer. Er trägt weite, lichte Beinkleider, eine tief ausgeschnittene Weste, über der eine dicke Goldkette baumelt, ein fadenscheiniges Jacquet und auch bei schlechtestem Winter stets einen weißen Strohhut mit lichtgrünem Bande. Die Finger strotzen von Ringen mit imitierten Steinen, und in der brennend roten Kravatte steckt eine Busennadel aus böhmischem Glas von unheimlicher Größe. Neben ihm sitzt ein Reisender einer Spritfabrik, der öfters im Jahre den Ort besucht, ein mit den Händen besonders lebhaftes Männchen, rotköpfig, mit einer großen, krummen Nase und wulstigen Lippen. Er ist der Liebling des Bürgermeisters, eines Bäckers, der die Ankunft des Schnapsagenten stets mit Freuden

begrüßt, denn dieser erzählt unaufhörlich die albernsten, oft auch die gemeinsten Witze. Der Bäcker hat seine mehlbestaubten Hände auf den Tisch gelegt und grinst sein Gegenüber an.

»Na, Pollak, wissens net no so was? I hörs gar so gern, und erst mei Frau kann sie kugeln vor Lacha, wann i ihr's verzähl af d'e Nacht.«

»Auf die Nacht, i versteh, auf die Nacht, Herr Schaller.«

»Hi, hi, hi, hi.«

»Na, so hören Sie zu, Herr Schaller. Drei junge Madeln, was san Verkäuferinnen in a Galanteriewarengeschäft, plauschen miteinander über allerhand, endlich auch über die jungen Herren. ›A Mann, was mir gefallen soll, sagt die Ane, muß einen langen, blonden Schnurrbart haben und Lackschuh tragen.« ›Ob er blond is oder schwarz, ob er jung is oder alt, das is mir gleich, mant die andere, die Hauptsach is, daß er an Haufen Geld hat.« Die Dritte is ganz still und redt nix. ›Na, Sali, werd sie gefragt, was gefällt dir am besten bei a jungen Mann?‹ ›Bei an jungen Mann?‹ sagt sie und tandelt mit dem Schürzenbandel, was mir bei an jungen Mann am besten gefällt, das san farbige Nachthemeter.«

Der Bäcker lacht laut auf, daß ihm die Tränen über seine dicken Backen laufen, dann tut er einen tiefen Zug aus dem grauglasierten Steinkrug und wischt mit dem Handrücken den weißen Bierschaum aus seinem dichten Schnurrbart.

Durch die blühenden Bohnen streicht ein kühler Wind. Der Abend naht heran. Die Kellnerin bringt Kerzen, die in blechernen Hülsen stecken und über die gläserne Tulpen gestülpt sind. Auf der Kegelbahn werden die kleinen Oellämpchen in den Weißblechblenden angezündet, und der Kegelbub bespritzt den gestampften Lehm Boden aus einem Trichter, denn jede Kugel wirbelt schon stickigen Staub auf.

An einem Tische, wo jüngere Burschen, Bürgersöhne und Gesellen sitzen, wird gesungen. Der Kupferschmied, ein arger Schalk, dem ich besonders gewogen bin, weil er manch keckes Spottverslein gedichtet hat, improvisiert einen lustigen Vierzeiligen:

Wann i schiach bin und gifti
Alls herhaut auf mi
Aft geh i ins Wirtshaus
Und der Grant is dahi.

Der Bräu, ein unförmlicher Dickwanst, schreit den Kegelbuben fürchterlich an: »Was schaut denn nöt auf? Gib obacht, teppater Bua, leicht kann d'r aner dö Haxen ausanandscheib'n.«

»Da muaß aber aner vorerst dö Kugel nöt scho beim ersten Laden an d' Wand scheibn, Bräu. Bei dir is nöt so gach« spottet der Kupferschmied.

»Kümmer di nöt um was, was di aber scho gar nix angeht. Wetz dir wo anders dein kecken Schnabel« entgegnete der Gehänselte etwas gereizt.

Indessen erhitzen sich am Bürgertisch allgemach die Gemüter. Der Fleischhauer jammert, man könne nimmer »ins Gäu« gehen, arm würde man dabei.

»Do Baun san ja da dö reinen Narrn. Dö wissen da nimmer, was für so a Kaibl verlanga solln. Und gibst ihna 's nöt, was fordern, sag'ns, sö gebn's 'n Viachhandler af Wean abi. Mit dem san s' allsander glei da.«

»Mei, is nirgends nöt anders. D' Leut san halt nia nör z'friedn. Aber wahr is scho, dö Baun habn nix z' lacha. 's Troad hat koan Preis nimma. A anständiger Knecht, der was schaffa möcht, is nöt zum derwischen, a so Griß is um eahm, und nimmst a Mensch auf, bringt s' drei kloane Kinder mit.«

Der alter Schaller, der Vater des lüsternen Bäckermeisters, nickt zustimmend. Er hat bis jetzt geschlafen, hört schlecht und weiß nie, wovon die Rede ist. Er hat einen Schädel wie eine blankgeschliffene Kugel und trägt ein gesticktes Käppchen darauf mit einer goldenen Troddel. In seinem zahnlosen Munde, zwischen den dünnen, gelblichen Lippen baumelt eine Porzellanpfeife, auf der ein rauchender Türke abgebildet ist.

»Wahr is, meint er, dös kummt alls davon her, weil dö Leut kirascheu worn san und koan röchten Glaub'n nimma hab'n.«

»An all'm san dö Juden schuld« sagt der dicke Edlhofbauer, der zu jedem Maßkrug ein kleines Gläschen Kirschegeist trinken muß, aus Rücksicht für seinen schwachen Magen »dö verflixten Höllteufeln steckan überall dahinter. Des wards es no eiseg'n, bal koa Mensch mehr an Knopf Geld hat, kemman dö Sociäuldemokraten, dö lauter Juden san, und möchtn ins Teiln anheb'n.«

Dem Bäckermeister wirds ungemütlich. Er schielt verlegen bald zu dem dicken Bauern mit der schweren, talerbehangenen Uhrkette, bald zu dem kleinen Spritreisenden. Aber der tut, als ginge ihm das gar nichts an, und belobt soeben laut einen Kegler, der mit einem kräftigen Schub das Kranzl aufgestellt hat.

»Na, Edlhofbauer, da hast nöt recht« opponiert der Bäcker »der Gsöll vom Scharschmid, vom Rauchfangkehrer, waßt eh, wen i man, der große Rotschädlate mit'n Glasaug is a a Socialdemokrat. Is dös eppa a Jud? Sei Muatta habn m'r alle zwoa guat kennt, und sei Voater war der Bot von Miesbach, der sö so sauber versoffa hat. Und wia wolln s' denn dös bewerkstelliga mit 'n Teiln, frag i, wann s' wartn wölln, bis an iader nix mehr hat. Du rödst ja da an helliachten Usinn daher, wann der Tag lang is.«

Langsam nimmt nun einer nach dem anderen seinen Hut, wünscht gute Nacht und geht. Die Bauern und die Handwerker wischen sich entweder an den Hosen oder an den Seiten ihres Arbeitsrockes ab. Die Honoratioren waschen sich in einem Becken, über den ein braunlackiertes Blechkästchen mit einem kupfernen Hahn hängt, aus dem lauwarmes Wasser spärlich niedertropft, und trocknen sich die Hände mit einem Tuche aus grober, ungebleichter Leinwand, das fast nie erneuert wird und vor Schmutz steift und starrt.

In dem trüben Lichte der Kerzen, in der staubigen, schwülen und dunstigen Atmosphäre bekommen alle Gesichter etwas so Fernes und Un-

ausgesprochenes, wie aufdämmernde Erinnerungen. Alles Banale, alles Rohe und Alltägliche ist aus ihren Zügen ausgelöscht. Als ich schon fast allein bin, sehe ich noch immer die Gestalten in dem Tabaksdampf dasitzen, sehe die niedere, schwarze Decke über ihren Häuption und die ungedeckten Tische mit den Bierkrügen, den durch Speisereste verunreinigten Tellern, den Salzfasern und Pfefferbüchsen. Ein ruppiger Hund schnuppert an meinen Stiefeln und scheuert sich dann an der Kante des Tischfußes. Aber ich bin um einige Jahre zurückversetzt, in eine rauchige, kleine Künstlerkneipe in Paris, am Montmartre, wo zuerst einige Chansonetten in schmutzigen Phantasiekostümen unendlich alberne Lieder sangen, und dann von ein paar jungen Künstlern oder Literaten ein seltsames Schauspiel aufgeführt wurde, das mich einst derart ergriff, daß ich heute gar nicht glauben kann, ich hätte es gesehen. Es kommt mir eher vor wie ein Erlebnis oder wie eine Erinnerung an eine Begebenheit, an der ich vielleicht nicht einmal beteiligt war, die aber doch mit unsichtbaren Fäden mit mir verknüpft ist, und die mich lange ängstigte und mit ihrer unerklärlichen Seltsamkeit und ihrer profunden Traurigkeit quälte und ermüdete. Vielleicht drückt ein Satz von Maeterlinck meine

Empfindungen besser aus: »Alle unsere Organe sind die mystischen Mitschuldigen eines höheren Wesens, und wir haben nie einen Menschen, sondern stets eine Seele kennen gelernt.«

Es war ein niederer, langgestreckter Raum, der von mehreren Gasflammen mit rötlich-trübem Licht erhellt wurde. Es war sehr heiß, und ein stickiger Tabaksdunst von ungezählten, schlechten Zigaretten, ein beißender Duft aus den braunen, englischen Stummelpfeifen machten die Luft fast uneinatbar. An den runden Marmortischen in der Mitte und an längeren, mit fleckigen Tüchern gedeckten Holztischen an der Seite saßen zahlreiche Männer in schäbigen Samtröcken mit abgestoßenen Ärmeln, lose flatternden Halsbinden und ungepflegtem Haar, Murqersche Bohemiensfiguren, Literaten, Maler, Dichter von Chansons und kleinen Mimodramen, Studenten aus dem Quartier Latin mit turmhohen Krügen in Begleitung auffallend geschminkter Dirnen mit grellen Seidentailen, die unerträglich laut schwatzten und kreischend auflachten. Hie und da eine junge Grisette in einem einfachen, grauen Kleid und einer blauen Waschblouse, mit ephebenhaften Formen und einem reizenden, süßen, blassen Gesicht. Aber alles war morbid. Ueberall gebrochene Kraft, zerstörte Energie,

unfruchtbare Sentimentalität oder destruierender Zynismus. Man trank rasend viel Absynth, die Weiber meist einen Likör von ungesunder, roter Farbe, ein Gemisch, das nach Saccharin, Sprit und den Chemikalien der Retorte roch. Manche hatten einen »Bock« vor sich stehen auf einem runden, braunen, nassen Filz, ein brackiges Zeug, in dem unappetitliche Flocken auf- und niedertauchten, ohne Schaum, ohne Mousseau, ohne Frische. Ein schlechtrasierter Kellner, der einen Fuß verkrüppelt hatte, bediente. Der Eigentümer, ein dicker Mensch mit einem pusteligen Antlitz, lehnte an der Kasse. In dieser saß seine Frau, eine fette Person von kupplerischem Aussehen mit kupfrigem Gesicht, stapelte Fünfsousstücke vor sich auf und sortierte bunte Zettel. Sie trug ein brüchiges Seidenkleid, das in allen Nähten platzte, eine goldene Kette mit einem großen Medaillon daran um den Hals und zahllose Ringe mit falschen Steinen an ihren Fingern.

Im Hintergrunde des Saales war eine kleine Bühne aufgestellt, ein roter Vorhang verdeckte sie. Auf einem verstimmten Klavier wimmerte ein alter Mann mit einem Rubinsteinkopf die Ouvertüre einer längst vergessenen Oper herunter. Und in dieser Umgebung empfand ich wohl, daß

die menschliche Seele, wie Maeterlinck mit milden Trösterworten sagt, ein hungriger Gast sei, den man nicht zweimal zum Hochzeitsfest zu laden brauche, und daß es das Unglück unseres Lebens bedeute, daß wir so sehr abseits von unserer Seele leben und daß wir ihre geringsten Regungen so sehr fürchten. Ich kann nun jenen fast mystischen Eindruck, den mir dieses Melodrama machte, nicht schildern, auch nicht annähernd wiedergeben. Das Klavierspiel brach plötzlich ab, und nun begleiteten weinende Mandolinen ganz leise die Handlung. Die Dekorationen waren unendlich einfach, aber so dem ganzen Grundton angepaßt, daß ich sie mir nicht anders vorstellen könnte. Es war eine Dichtung im Sinne jener seltenen und verschollenen, französischen Romantik, deren Vertreter noch manchmal etwas verrissen auf den Boulevards oder elegant und in tadellosem Frack in den kleinen, hermetisch abgeschlossenen Zirkeln des Faubourg Germain zwischen den Anhängern Zolaischer Naturalistik und Huysmannschem Satanismus zu finden sind.

Es war eine einfache Liebesgeschichte. Ein Mädchen reitet ihrem Liebsten, einem Ritter, dem sie sich hingeeben hat, als Page verkleidet an den Hof eines italienischen Fürsten nach, wo seine Vermählung mit einer vornehmen Dame

stattfinden soll, die bald entdeckt, daß der Page die Nächte im Zimmer seines Herrn verbringt und in eifersüchtiger Wut die arme, treue, kleine Geliebte ihres Verlobten erdolcht. Halb Melodrama mit großen, tragischen Effekten, halb Pantomime von girrender Musik begleitet, prägte sich die ungewöhnliche Aufführung mir fest ins Gedächtnis. Aber erst heute fallen mir seltsame Zufälligkeiten auf. Der Name des Ritters war nicht angegeben — un chevalier hieß es auf dem Zettel — aber der Page hieß Jean und die Mörderin Hermance. Dann jene entsetzliche Grausamkeit in diesen leidenschaftsdurchpulsten und todestraurigen Versen. Die rasende Dame befiehlt zuerst dem unglücklichen Opfer ihrer Rache die zarten, knospenden Mädchenbrüste abzuschneiden, und läßt sich die Halbohnmächtige in einem blutstarrenden Mantel vorführen. Bräutlich geschmückt tritt sie ihr entgegen und ersticht vor den Augen des Ritters die Gefolterte.

Damals hatte ich die Empfindung, eine Dichtung in mich aufgenommen zu haben, in der die leidenschaftlichen Gefühle einer großen, fast erhaben grausamen Zeit in den müden Worten einer dekadenten Kunst wie kostbare Gobelins verblaßten. Heute drängen und verwirren sich Erin-

nerungen, Beziehungen, deren Urgrund zu dunkel ist, um ihn je zu erhellen, deren Fäden sich verwickeln und verlieren.

Es war in einer Loge der Oper bei einer Aufführung von Goldmarks Königin von Saba. Hermance trug ein Kleid aus schwarzem Samt und Bernsteinschmuck an Hals und Busen. Ueber ihren schweren Lidern, über ihren von Fiebern brennenden Augen brütete schon der Tod.

»Wenn Sie liebten,« frug ich sie, »und wenn Sie betrogen würden wie die arme Sulamith, gingen Sie stumm vom Hause weg, um zu sterben?«

Ihre Lippen antworteten hart und grausam:

»Ich weiß nicht, ob ich an einer getäuschten Liebe sterben könnte. Ich weiß auch nicht, was ich tun würde. Ich weiß nur, daß ich mir die Macht einer Medicäerin oder einer Borgia wünschte.«

»Und was würden Sie dann tun?«

»Ich würde meine Nebenbuhlerin schänden, verstümmeln und sie in all ihrer Pein, in ihrer Not, in ihrem namenlosen Elend und in ihrer entstellenden Scheußlichkeit dem Buhlen zuführen: »Da nimm sie hin!«

Die Feuerbohne und der Windling schwanken im kühlen Nachthauch. Die Kellnerin weckt mich aus der Erinnerungsträumerei und fordert mich

auf, in den Baumgarten des Hirschenwirts zu gehen, wo der Brauer, der heute seinen Geburtstag hat, ein kleines Feuerwerk abbrennen läßt. Die Hintertür, die auf die Fahrstraße hinausführt, war geöffnet, und eine Menge Volk, Bauernbur-schen und Handwerksgesellen, Dienstmägde und Weiber aus dem Markt bewunderten mit langge-zogenen Ah! Ah! die etwas dürftige Pracht der Schwärmer, Raketen und Sternbomben und kreischten, die Röcke hoch schürzend, wenn ein Frosch pfnustend und knisternd herumsprang. Ich bekam den brenzlichen Geruch und die schweren, stickigen Rauchschwaden bald satt und wandte mich, gerade nicht sehr angeregt, zum Gehen, als ich noch ein gar liebliches und herziges Schauspiel zu hören bekam. Eine Arbeiterfrau aus der nahen Papierfabrik in einem bunten Kattunrock hatte ein flachsblondes Mäd-chen am Arm. Mit weit geöffneten Augen starrte es in den Feuerregen einer Steigrakete, die tau-send bunte Fünkchen zum sternenübersäten Himmel emporsandte. Plötzlich entluden sich ei-nige Bomben mit großem Gekrach, und glän-zende Blumen und Sterne stiegen zum nächtigen Firmament empor. Das kleine Mädchen aber fragte mit einem verschüchterten Stimmchen seine Trägerin:

»Muatter, i fürcht mi, daschießen's da nöt dö liaben Engerln im Himmel?«

»Geh, Patscherl, bist du aber dumm,« tröstete sie die Frau und streichelte ihr Köpfchen.

Mir standen Tränen in den Augen.

Heute Morgen, an einem Freitag, ging ich an der Schloßküche vorbei, und da die Tür nur angelehnt war, stattete ich ihr einen kurzen Besuch ab. Sie ist ein geräumiges Gelaß, das stets in ein anheimelndes Dämmern versunken ist, denn die Fenster mit den grünen, bleigefästen Butzenscheiben halten allzuviel Licht und kecke Sonnenstrahlen ab. An diesem Tage aber sind sie sperrangelweit offen, und ein schöner, warmer Sommervormittag grüßt herein. Unter den Fenstern, eng an die Gemäuer des Schlosses angeschmiegt und von dem versumpften Wassergraben begrenzt, liegt das Küchengärtlein, sauber gepflegt und sorgsam in stand gehalten. Auf seinen Beeten wachsen Weißkohl und Rüben, Rettiche, Kopfsalat und kümmerliche Liebesäpfel. Ein würziger Duft von Rosmarin, Fenchel, Thymian und Kudelkraut steigt zur Küche empor, in der gar gewichtige Dinge vorgehen. Auf dem breiten, eichenen Anrichttisch bereitet man in einer gla-

sierten Schüssel Erdäpfelsalat mit Eiermayonnaise, und auf einem hölzernen Hackbrett wird Spinat gewirkt. Auf dem mächtigen, offenen Feuerherd mit dem russischen Rauchmantel brät und brasselt ein Karpfen in brauner Butter und sieht mich mit seinen starren, toten, stumpfsinnigen Glotzaugen hilflos an.

Es kommt mir das große, vierfenstrige Zimmer der Frau Wörner mir den grünangestrichenen Dielen in den Sinn. Auf einem alten, bauchigen Schrank stehen einige Gläser, die mit Weingeist gefüllt sind, und in denen Fische, Frösche, Krebse und allerlei Wassertiere konserviert werden. Sie sind aus der Schulstube des seligen Herrn Wörner, der sie selbst gefangen und präpariert hatte und eine kleine Lehrmittelsammlung für den Unterricht in der Naturkunde anlegen wollte. Die Witwe hatte diese ihr teuren Gegenstände als Erinnerungen an die Lieblingsbeschäftigung und die kleinen Zerstreungen ihres Gatten aus dem Nachlasse zurückgefordert und bewahrt sie nun sorgsam auf. Hans zeigte mir ihr kleines Naturalienkabinett und sagte mit putzigem Ernst die lateinischen Namen herunter, die fein säuberlich mit Rundschrift auf Etiketten geschrieben waren, die ihr Vater als ordnungsliebender Schulmann hübsch in die Mitte am unteren Rande der

Gläser geklebt hatte. Ich erzähle ihr nun von so einem italienischen Fischmarkt, von den vielen farbenprächtigen und wunderbar geformten Meeresbewohnern, die zu Hunderttausenden in geflochtenen Körben feil gehalten werden und berausche mich selbst an der Vorstellung einer ungeheuerlichen Fruchtbarkeit und einer verschwenderischen Formenfülle.

Ein entzückendes Bild, eine mit Steinplatten gepflasterte Piazza, alte, hohe Häuser, aus dem Gewirr der Straßen, Gassen und Gäßchen, die auf den Platz einmünden, ragt ein schlanker Kirchturm empor, Tauben mit buntschillernden Hälsen trippeln zwischen den Körben, den Verkaufstischen und dem hunderterlei Gerät, das bunt und wirr durcheinander liegt, umher, dazu ein freier Ausblick auf das Meer, das im Glanze der Morgensonne ruhig seinen frischen Hauch emporsendet. Ein paar Segelboote schimmern am Horizont. Verkäufer und Verkäuferinnen überbieten einander mit schrillen Stimmen und preisen ihre Waren an. Ein hübsches, junges Mädchen mit blitzenden, dunklen Augen und schneeweißen Zähnen verkauft die köstlichsten Steinbutten und schmackhafte Seezungen. Ihr Hemd bauscht sich über dem roten Mieder und läßt ein Stück ihrer bronzefarbenen Brust sehen, auf der

ein kleines Kreuz aus roten und blauen Glassteinen blitzt. Die Hände nachlässig im Nacken gekreuzt unter dem blauschwarzen, dichten, von Silberpfeilen durchbohrten Haar, lehnt sie am Stamm eines Feigenbaumes, der aus einem Mauerriß wie der verbogene und gesplitterte Wurfspieß eines Riesen hervorsticht, und blickt, ein Liedchen trällernd, auf das milchige Meer, das von hunderten weißlicher Windstreifen durchzogen ist. Weit draußen vermählt sich sein lichter Atem mit dem reinen Blau des Aethers, und wo die Sonne darüber flittert, löst es sich in zitternde Silberschuppen, die in der Ferne alle zu einem Riesenschild reinsten, leise flimmernden Silbers zusammenströmen. Aus dieser unendlichen Reinheit sind alle die zahllosen Geschöpfe aufgetaucht, die nun den Hunger einer vieltausendköpfigen Menge stillen sollen. In runden Bastmulden drängen sich der Branzino mit dem zähnegespickten, gierigen Maul, die Perega mit ihren zierlichen Zeichnungen auf dem feuchten Schuppenkleid, der Sägebarsch, den man an der dalmatinischen Küste fängt, und die Cerna, der Beutelbarsch, den sie Säckchen, Sacchetto, nennen, die Scarpena di sasso und die nicht sehr vornehmen Queisen, der gemeine Sternseher mit den nach oben gerichteten Glotzaugen, Bocca in

cao heißen ihn die Fischer, und das Petermännchen, der Ragno, ein fast populärer Fisch in den Pfannen und Küchen armer Leute. Luzzo del war, der Pfeilhecht, zappelte in einem Netz mit den Meerbarben, die eine ausgebreitete Verwandtschaft haben. Die Tria, die gestreifte Meerbarbe, ein stattlicher Fisch, ist teuer und wird auf feinen Schüsseln in den Häusern reicher Leute mit frischem, duftigem Salat und feinen Saucen gereicht. Sie hat ein ruhmvolles Geschichtsblatt in der Gastronomie, und schon die alten Römer wußten ihr leckeres Fleisch zu schätzen. Ihre Vettern, die roten Meerbarben, die Barboni, ziehen im Spätsommer und im Herbst in großen Scharen einher zur Freude der Katzenhaie und des andern Raubgesindels. Fische mit schnurrigen Namen sind die Panzerwangen, Luzerna, die Seeschwalbe, die Meerleier und der Drachenkopf, die Scarpena. Aber am Herde brasseln und brodeln sie selten, und oft werfen sie die Fischer wieder ins Meer zurück, denn ihr Fang lohnt sich nicht, und für eine ganze Menge dieser ordinären Gesellen bekommt man kaum eine Kinderhand voll kupferner Soldi. Zu ihnen gehört auch der Seehahn, ein mittelgroßer, kräftig gebauter Fisch mit seinem großen, viereckigen, in einen

rauhem Panzer gehüllten Kopf, den roten Rückenflossen, den drei freien, gegliederten Strahlen vor der großen, schwarzen, am innern Rande blaugesäumten Brustflosse, den Bürstenzähnen und den winzigen Schuppen. In der Tiefe auf sandigem Grunde jagt er Mollusken, Krebse und buntschimmernde, blumenähnliche Quallen, schwimmt anmutig oder stützt sich auf die fußähnlichen, freien Strahlen seiner Brustflossen, die er wie Flügel ausbreiten kann, und kriecht über Steine und Meergrund. Sein Fleisch schmeckt nicht übel, und mancher Gourmand jagt ihn selbst mit der Flinte, wenn er bei stillem Wetter den neugierigen, dicken Schädel über den Wasserspiegel steckt. Wird er seinem Element entrissen, so grunzt und knurrt er in kopfhängischen und kläglichen Tönen wie ein schlechtgeschmiertes Wagenrad. Die Kerbfische, die wie die Kanarienvögel zwitschern sollen, sind selten, zahlreich dagegen die Brassen, Cantaro und Bobba, die braune Brasse und der Gelbstriemen, die goldgestriemte Salpa, die Occiada, die Brandbrasse, der Sparo und der putzige Spazzetto, die Geißbrassen, der schön gebänderte Spizzo, die Zahnbrassen und die Schnauzenbrassen, der Pagarò und die Marmora, die roten Goldbrassen,

die Riboni, die am Abend gern das seichte Ufergewässer aufsuchen, dann die Orada, ein feiner und geschätzter Tafelfisch, die man bei Venedig in tiefen Teichen züchtet, silbergrau mit dunklerem Rücken und hellem Bauch, mit länglichen Goldflecken auf den Kiemendeckeln, goldgelber Stirnbinde, goldglänzenden Längsstreifen an den Seiten und violetten Brust- und Bauchflossen. Sie bewohnt lieber als das offene Meer salzige Küstenseen, wo sie den Sand nach Muscheln durchwühlt, und zieht sich erst im Winter in größere Tiefen zurück. Dann liegen im bunten Wirrwarr Lippfische, Röhrenmäuler und Armfloßler, Lachse und Aehrenfische durcheinander und die Hornhechte mit aalartigem Leib und Kiefern, die in einen langen Schnabel ausgezogen erscheinen und mit einer Binde rauher Höcker verziert sind, magere Gesellen, die aber dennoch in großer Menge gefangen und frisch verspeist werden, aber auch mariniert oder geräuchert, worüber sie sich so ärgern, daß ihre Knochen dabei grün werden. Daneben die feine Familie der den verwöhntesten Gaumen letzenden Makrelen. Der Scombro, der im Frühling und Herbst besonders wohlschmeckend ist, aber keine Hitze verträgt, weshalb er im Sommer einer raschen Fäulnis un-

terliegt, und der mächtige Tonno, der schwärzliche Thunfisch, mit dem weißblauen Brustpanzer und den fleischfarbenen und schwefelgelben Flossen. In hellen Nächten soll er den Kopf über das Wasser heben und Laute ertönen lassen, die wie das Weinen eines kleinen Kindes klingen. Er laicht im Tang und lebt in stetem Krieg mit Hai-fischen und Delphinen, hält jedoch mit dem Schwertfisch gutes Einvernehmen und zieht öfters in dessen Gesellschaft einher. Seine größten Feinde aber sind die Fischer, die ihn in seichte Buchten treiben, welche durch große Netze abgesperrt und in mehrere Kammern geteilt werden, bis sie sämtlich in der sogenannten Totenkammer versammelt sind; dann werden die Netze heraufgezogen, und die unglücklichen Meeresbewohner mit Keulen und Knüppeln hingemetzgert. Am Strande sind hölzerne Wachtürme errichtet, und ein erfahrener Fischer leitet von ihnen aus den Fang wie ein Feldherr die Schlacht. So erbeuten sie im Quarnero in der kleinen Bai von Buccarizza Tausende, die dann frisch genossen oder in Oel konserviert, wohl auch geräuchert werden. Dann schmecken sie gar lieblich wie ein zarter Osterschinken, und ein Schluck Chianti aus strohumflochtener Flasche hinterher gegossen würzt köstlich das Gericht.

Aehnlich dem Thun, aber kleiner und zarter ist die Palamida, der Bonit, ein Geck unter den Fischen. Auf dem Rücken und an den Seiten stahlblau, schillernd in Rot und Grün, am Bauch silbern mit braunen Streifen, folgt er mit dem Tonno und dem Lotsenfisch oft lange den Barken und Schiffen in geordneten Bataillonen. Verwandt mit diesen beiden sind noch gar viele Sippen. Der Sankt-Peterfisch, eine leckere Makrele von goldiger Farbe, auch Heringskönig hat man ihn stolz betitelt, hat einen hohen, seitlich stark gedrängten Körper und ein vorgestrecktes Maul mit ungefährlichen, schwachen Zähnen. Von ihm erzählen die Fischer eine gar liebliche Legende. Auf jeder Seite hat er einen runden, schwarzen Fleck, und dieses Zeichen soll der Daumenabdruck des heiligen Petrus sein, der ihm auf Befehl des Herrn den Zinsgroschen entnahm. Er bevorzugt die hohe See und nährt sich von Sepien, Krustern und kleinen Fischlein. Manchmal folgt er den Zügen des Pilchards, der bläulichgrünen, an den Kiemendeckeln goldig schimmernden Sardine, an die Küste und kommt leicht in seichte Untiefen und Salzwasserpfüten, wo er dann wie eine Henne herumgluckst. Zu seinen Vettern gehören der Figo und der Cataluzzo, der Suro und die kleine Gabelmakrele, die Lizza.

Die Sardoni, die Anchovis der bretonischen Fischer, schätzten schon die alten Römer, und wer kennt nicht die Sardellen und Sardinen, die auf der ganzen Welt so massenhaft verspeist werden, daß mancher rechtschaffene Weißfisch darüber sein Leben und seinen bescheidenen, ehrlichen Namen verlor. Feinschmecker schätzen und lieben die langgestreckten Meeräschen mit den plattgedrückten Köpfen und der kleinen Mundspalte, den Caostello, die großköpfige Meeräsche, die Verzelata, den Lotregan und die Bosega mit dem Mohrenmaul und den wulstigen Lippen. Die Mugel, die gewöhnliche Meeräsche, hat steife Borsten statt der Zähne im schnippischen Mäulchen, die ihre Mundhöhle wie ein Sieb vergittern. Sie ist bunt und modisch gekleidet, silberglänzend, oben bräunlichgrau mit himmelblauen oder goldschimmernden Streifen, an den Seiten dunkel gewellt, mit bräunlich-grauen Flossen. In großen Scharen erscheint sie im Frühling in den Meeresbuchten und an den Mündungen der Flüsse, und steigt mit der Flut in das süße Gewässer und in die Brackteiche der Küsten. Aber sie ist ein Ferkel, nährt sich von Aas und durchschnattert den ganzen Tag mit ihrem Maul den Schlamm des Grundes. Dabei wird sie unge-

mein fett, mundet gar zart und lieblich, selbst ihren Roggen liebt man, und der Provencale verpeist ihn mit derselben Vorliebe wie der Russe seinen Kaviar. Versippt mit ihr ist der Ramado mir dem blaugrauen Rücken, den silberweißen Flanken und den unzähligen schwarzen Streifen. Ein billiges Völkchen sind die scheuen Meergrundeln, der Guatto di sango und der Guatto di sasso, der seinen breiten Koppenkopf wie der Vogel Strauß zwischen blasigen Meertang oder in den Rillen der ausgewaschenen Steine am Grunde der Meerflut versteckt, wo die trägen und zu nichts tauglichen Meerigel und die schnurrigen Seepferdchen hausen, die phantastischen Fetzenfische wie Ausgeburten einer Hexenküche vorüberhuschen und die kalkigen Seesterne auf ihren Armen wie ein Rad auf seinen Speichen herumspazieren. Dazwischen lungern träge die wurstähnlichen Seegurken, ringeln sich die von den ungalanten Zoologen nach der Liebesgöttin benannten Aphrotiden, die Seeraupen, borstige Ringelwürmer, die um und um mit breiten Schuppen und Haaren derart übersät sind, daß sie wirklich stacheligen Raupen gleichen. Am Kopfe schmatzt der vorstülpbare Rüssel herum, und die Nobilitären unter ihnen tragen über den ordinären Borsten einen Pelz langer, prachtvoll

opalisierender Haare. Schildfische, die sich mit ihrer Saugplatte an Schiffen und Trabakeln anheften und als blinde Passagiere reisen können, tummeln sich dazwischen umher.

Schollen und Schellfische werden viel gehandelt. Der Molo, der im Herbst und im Winter in großen Scharen die Adria durchzieht, der Mormoro und der Hechtdorsch, dann der Rombo, die Steinbutte, ein Aristokrat unter den Fischen, der Fürsten und feiste Prälaten zu seinen hohen Gönnern zählt, die ihn mit schnalzenden Lippen verspeisen, und die Sfoglia, die Seezunge, die das Fastengebot leicht macht, wenn man sie am Freitag mit grünen Oliven oder gebratenen Artischocken auf den Tisch stellt. Arme Verwandte sind dagegen die Pataraccia, die Lammszunge und die Flunder, die Passera.

Die Fischer sind ein ungemein konservatives Volk. Zähne halten sie am Alten fest, und Neuerungen finden bei ihnen keinen Eingang. Ihre Nachen und ihre Fanggeräte reichen vielleicht bis in die sagenumspinnene Zeit des mäonischen Sängers zurück. Mit diesen Netzen und mit diesen Angeln und Reusen fangen sie noch heute das zahllose Volk der Meeresbewohner. In den Lagunen von Grado, in denen im heißen Sommer die Malaria ihre Fieberträume ausbrütet, hausen mit

Weib und Kind in niederen Rohrhütten die Fischer. Mit Schilfwänden von unendlicher Länge sperren sie die Brackwasserteiche ab und fangen den Branzino und den Volpino. Dort wird auch der Flußaal gezüchtet, ein gefräßiger, fetter Kerl, der sich leicht an das salzige Wasser gewöhnt, aber doch nie so lecker wird, wie der Grongo, der Meeraal, der sich bis zu einer Länge von mehr als drei Metern anmästet. In den lauen, sumpfigen Gewässern lauert mit grausamen Augen und zähnestarrendem Maul die gefleckte Muräne, der Liebling der römischen Kaiser, die sie in eigenen Teichen züchteten und ihnen goldene Ringe in die Schwanzflossen einsetzen ließen. Vidius Pollio soll sie sogar mit frischem, noch blutig-warmen Sklavenfleisch haben füttern lassen, und alte Schriftsteller erzählen von der Muräne Leäna, die dem klassischen Schlemmer Crassus, Roms größtem Leckermaul, gehörte. Sie trug Ohrringe und mit Steinen besetzte Halsbänder, war zahm, kam auf den Ruf ihres Herrn herbei und fraß ihm aus der Hand. Aber eines Tages schwamm die klügste und teuerste aller Muränen mit dem Bauche nach oben auf den Gewässern, und Crassus beweinte sie, opferte ihrem Andenken, ließ sie bestatten und setzte ihr einen

sinnigen Denkstein, eine Nymphe, zu deren Füßen Muränen spielen, und die aus einem alabasternen Krüge einen klaren Quell in ein marmor-
nes Becken sprudeln ließ.

Neben allen diesen harmlosen und gierigen, neben diesen großen und kleinen Fischen mit ihrem vielfarbigen Schuppenkleid, mit ihren gezackten und gerundeten, zierlichen und bizarren Flossen liegen Muscheln und Krabben, große Krebse und schlüpfrige Mollusken zum Verkaufe ausgestellt da auf Tischen und in Körben, mit breiten Kürbisblättern zugedeckt, auf Schüsseln und Tüchern, billige Ware und herrliche Tafelgenüsse. Da sind die wenig appetitlichen Kopffüßler mit ihren saugnapfbedeckten Fangarmen, die Seppa, der Tintenfisch, der gar nicht schlecht mundet, die kleinere Sepolina, der Calamaj, das Tintenfaß und der Kalmar. Die Muscheln sind eigentlich kein Nahrungsmittel, sie sind Feinkosten, aber es sind Feinkosten für den reichen Bürger ebenso darunter wie für den blutarmen Facchino. Das Meer hat für alle. Wer Ringe mit echten Steinen an den Fingern trägt und ein Kleid aus feinem Tuch, der hält sich im Winter an die Austern, die kostbarsten Frutti di mar, die aber im Sommer leicht dem Verderben unterliegen. Da kommt dann die braune Miesmuschel,

die man in Tarent und Spezia an schwimmenden Flößen züchtet, in kunstvoll erdachten Kraftbrühen oder im Risotto zu ihrem Rechte oder la Dattolo di mare, die Meerdattel, die an felsigen Ufern gedeiht. Auch Cappa santa, die Pilgermuschel, wird nicht verschmäht, und viele, viele sind noch hier, Cappa tonda, die Herzmuschel, und die Cannolicchie, die Messerscheiden, die mit ihrem fleischigen, dicken Fuß im Sande stecken und nur ihre Atemröhren hervorragern lassen, die schwer verdauliche Mussola, auch Noéns Arche genannt, die Trogmuschel, Biberon da marina, die milchweiß gefärbt ist, und Capparozzolo, die rosige Venusmuschel, deren kalkige Schale hunderte von Warzen und Wärzchen bedecken.

Zahllos sind die Krabben und Krebse. In den Lagunen von Grado, am Lido in Venedig kriechen im Sande in ungezählten Scharen die Masanetta und der Grango, Weibchen und Männchen der gewöhnlichen Strandkrabbe. Wenn die Lagune ebbt, so ziehen hochgeschürzte Frauen und Mädchen und barfüßige Kinder mit Säcken und Körben hinaus und sammeln die Krebslein ein. Ihr Schicksal ist ein mannigfaches. Sie werden gesotten und zu Dutzenden in Düten in Venedigs Straßen verkauft, die Masanetta, das Weibchen, wird,

kurz nachdem es sich gehäutet, in siedendem Oel gebraten; Crevetti und Mollecche sind an allen Ecken zu haben, und was nicht gegessen wird, wird zerquetscht und zerstoßen als Köder zum Sardellenfang verwendet. Ein Riese gegen diese kleinen Kruster ist der gewaltige Hummer, ein streitlustiger Kämpfer, und gar mancher kommt auf die Tafel, der eine seiner gewaltigen Scheren im ritterlichen Zweikampfe verloren hat. Die gelbfleckige Languste ist nicht minder vornehm, aber höher als diese beiden schätzen viele den Scampo, den prächtigen Steinkrebs, der außer in den kalten und tiefen Fjorden Norwegens nur noch im sonnigen Quarnero gedeiht. Die Ganzeola, die Meerspinne, ein scheußliches Unthier, aber eine köstliche Speise, bevölkert in Massen Istriens steinige Küsten. Und wie viele Meerestiere kennt selbst der Fischer nicht einmal beim Namen.

Ein leichter, traniger Dunst schwebt über der Piazza. Ein Gemisch von Gerüchen von Salzwasser und rohem Fischfleisch mengt sich darein. Es wird heiß. Zertretenes Gekröse von Fischen beschmutzt die Steine des Pflasters, in den Mulden und Gruben, die die Fischerkarren ausgefahren haben, bilden schmutzigbraune Lacken kleine

Tümpel. Zarte Silberschuppen schwimmen darauf und glitzern im Lichte der Sonne. Ein Tintenfisch liegt mitten am Weg, die Ossa sepia ragt ihm beim Rücken heraus wie ein gebrochener Knochen, seine schleimigen Arme sind zu verworrenen Knäueln geballt, aus seinem Tintenbeutel ist die schwarze Flüssigkeit ausgeronnen und hat den Boden beschmutzt.

Wie eine Glocke aus durchsichtigem, blauen Glas steht der Himmel über dem schimmernden Meer. Mir ist, als begänne sich der tote, zertretene Tintenfisch zu regen, seine Arme spielen nach allen Seiten, und er wächst und dehnt sich und bläht sich zum Riesenkraken auf, der mit räuberischen Augen und der riesigen, blutgierigen Papageienschnauze da unten am Grunde des veilchenfarbenen Meeres zwischen Tang und Wasserpflanzen, zwischen marmorbleichen und dunkelroten Korallenbäumen lauert, gierig nach Blut, kampflustig und unüberwindlich. In einem leichten Nachen segle ich dahin, da erspäht mich das Untier. Es scheint auf dem Steiß zu stehen, die Polypenarme in die Höhe gestreckt, die sich wie die Blätter einer geschlossenen Tulpenblüte nach oben vereinen. Langsam schwebt es, schwimmt es heran, entfaltet seine Fänger, umkrallt die Planken des Schiffchens und zieht es

hinunter auf den Grund. Einer seiner entsetzlichen Arme faßt mich um den Leib, kriecht die Brust und den Hals empor und legt sich wie ein schleimiger Riesenfinger auf meine Augen. Seine Saugnäpfe trinken ihr Blut, trinken den Tag und das Licht, alles Schöne und Herrliche, das sie je gesehen, und versiegeln sie mit Entsetzen und ewiger Nacht, mit einem Grauen ohne Ende. Von wahnsinniger Furcht gepeitscht verlassen mich meine Sinne.

Tief atme ich auf. Die Sonne hat mir in die Augen geschienen. Draußen dunstet und dampft das Meer, am Pflaster der Piazzetta liegt ein zertretener Tintenfisch. Er sieht gar nicht fürchterlich und krakenhaft aus, eher jämmerlich, erbärmlich. Armer, kleiner calamaj!

Unter dem Feigenbaum steht noch immer die junge Italienerin mit dem dunkelschwarzen Haar und den blitzenden Zähnen. Aber die Kunden haben sich verlaufen, niemand will mehr Seezungen und Steinbutten, Sombri und Branzini kaufen, die Stunde des Pranzo rückt immer näher heran, und ihre Bastkörbe sind fast leer. Sie rafft die leichten Dinger zusammen, unter dem Arme, und zu einer stumpfkegeligen, kleinen Pyramide auf ihrem Haupte aufgeschichtet, trägt sie ihr Handwerkszeug davon.

*Sta la luna
nel mezzo di mar —*

Ein leichtes Liedchen trällernd verschwindet sie in einer der engen, dunklen Seitengassen.

Vorüber der kräftige Duft und der herbe Hauch salziger Fluten. Ein unbestimmbarer Geruch von Bergamottäpfeln und Kampher mit einem muffigen Stich erinnert mich, daß die Adria und das mittelländische Meer weit von hier hinter eisbedeckten Gipfeln und weingesegeten Tälern ihre reinen Fluten über einen Schoß ewig spendender Fruchtbarkeit wogen lassen.

Auf einem Pfeilertischchen tickt eine alte Standuhr. Ein nackter Greis mit einer Sense in der Hand bewacht ihr Gehäuse, und eng an meiner Seite steht Hans, ihr Köpfchen gegen meine Schulter geneigt. Ihr Haar wellt sich und schmiegt sich unter meinen liebkosenden Fingern, ihre Lider verdecken die treuen Augen bis auf einen winzigen Spalt.

Ein Sonnenstrahl hat sich ins Zimmer geschlichen, fällt gerade zu unsern Füßen nieder und läßt Millionen Stäubchen tanzen.

Die Frau des Kastellans hat alle meine Träumereien angenehm unterbrochen, indem sie mich

zu einem Stück Fisch mit Salat und zu einem Trunk Apfelmost einlud.

Hans ist jetzt allein mit einer alten Magd im Haus. Frau Wörner hat ihre Reise nach Linz angetreten. Wir haben sie bis zur Bahn geleitet und ihr lange mit Tüchern und mit den Händen nachgewinkt, als gelte es eine weite Fahrt, bis der Zug um eine Ecke bog und verschwand. Das Gebot, daß Hans keinen Besuch von mir empfangen dürfe, haben wir gleich am ersten Tag selbstherrlich übertreten. Die ganze Zeit über bin ich bei ihr, lungere im Haus und im Garten herum, störe sie unfreiwillig oder mit Absicht in ihren kleinen Geschäften und Verrichtungen, denen sie mit einem Ernste obliegt, als wäre sie seit Jahren verheiratet und eine erfahrene Matrone. Manchmal mache ich mich aber auch nützlich, so gut ich's eben kann. Ich beschäftige mich mit den Rosenstöcken im Garten und gieße die durstigen Blumen und die Beete mit den Gemüsepflanzen, oder ich nehme einen Hammer, Nägel und Zange und bringe den widerspenstigen Zaun in Ordnung, von dem sich die Latten zu lösen beginnen, und der da und dort schon so bedenklich wackelt, daß ihn ein kleines Kind umreißen könnte. Oder ich ziehe die Reifen an einem Fäßchen an oder an

den blitzblanken Milchstößeln und bringe der braunen Liese, der einzigen Kuh, einen Arm voll grünen Klees oder ein Stück tüchtig gesalzenes Schwarzbrot. Dann blickt sie mich mit ihren sanften, etwas dummen Augen unendlich gutmütig an und leckt mir dankbar mit ihrer rauhen Zunge die Hand. Heute habe ich gar eine rostrote Katze erschossen, die immer verdächtig herum-schlich, und die ich einmal ertappte, als sie ein kaum flüggeltes Rotkehlchen würgte. Aber davon darf Hans nichts wissen. Am Abend saßen wir, als die Dämmerung eingebrochen war, unter einem alten Birnbaum, dort, wo der Garten an die Wiesen stößt, auf denen die Grillen ein Festkonzert arrangiert hatten. Ich hatte meinen schottischen Plaid ausgebreitet und eine Menge von Polstern und Kissen aus dem ganzen Hause zusammengetragen und unter ihrem Rücken aufgestapelt, so daß sie erhöht zu sitzen kam, und ich mich etwas tiefer ausstreckte. Ich hatte meinen Becher mit, eine Flasche herben, italienischen Rotweins und rauchte ägyptische Zigaretten.

Wir sprachen zuerst von dem und jenem. Im Orte hat sich etwas Trauriges und Beunruhigendes ereignet, Im Hause eines Sattlers liegen zwei Frauen am Typhus schwer krank darnieder. Man hofft, daß die beiden Fälle vereinzelt bleiben

werden und gibt allgemein dem Wasser die Schuld, da der Hausbrunnen seit vielen Jahren nicht ordentlich gereinigt worden sein soll.

Hans hat sich tüchtig mit mir herumgezankt und mich herb gescholten, da ich am Nachmittage, von Hitze und Durst gequält, mit der hohlen Hand aus dem Bachwasser getrunken hatte.

»Sie werden sich noch ganz verderben, wenn Sie so wenig auf Ihre Gesundheit achten, Herr Gottfried.«

»Ach was, Unkraut verdirbt nicht.«

»Na, na! Uebrigens Spaß beiseite, meine gute Mutter hat mir des öfteren erzählt, daß ein weit-schichtiger Vetter von ihr, ein Müller aus dem Bayrischen, in der Gegend von Landshut, glaube ich, war er zu Hause, in noch jungen Jahren einen unüberlegten Trunk getan habe und kurz darauf von einem so heftigen Fieber gepackt wurde, daß er binnen drei Tagen sein Leben lassen mußte.«

»Lieber Hans, wenn wir alles wüßten, was unbedacht angefangen zu einem schlimmen Ende geführt hat, würde uns bald kein Löffel Suppe mehr schmecken und kein Trunk Wein mehr munden.«

Bei diesen Worten hatte ich mich etwas erhoben und lehnte meinen Kopf gegen ihre Knie. Sie

rückte um ein Weniges zurück, errötete leicht und bat:

»Seien Sie doch hübsch artig, man könnte uns sehen.«

Belustigt über ihre schalkhafte Zaghaftigkeit gebrauchte ich das vertraulichere Du, mit gedämpfter Stimme sprechend, wie Leute zu einander reden, die sich etwas anvertrauen wollen oder die so intim sind, daß sie keine Zeugen ihrer Gespräche wünschen.

»Was fällt dir ein, wer sollte uns jetzt sehen? Es ist dunkel, das Astgegitter der alten Bäume umgibt uns mit einer Mauer von Blättern, und hier stößt der Garten an weite Wiesen, nicht einmal ein schmaler Fußpfad führt vorbei. Höchstens ein Heimchen streckt sein Köpflein über Kraut und Gras und singt dann seinen Mitmusikanten etwas vor von uns beiden. Der kleine Schelm mag uns noch so arg verleumden, die Ansicht der Grillen kann uns gleich sein.«

Ihr Kleid hatte sich ein wenig hinaufgezogen, sie trug Halbschuhe und durchbrochene Strümpfe. Ich spannte leise meine Hand um ihre schön gefesselten Füße und zog sie zu mir nieder, daß sie meine Schultern berührten. In ihrer Schamhaftigkeit verletzt und verwirrt, sträubte

sie sich anfangs heftig. Mein Mund suchte den ihren, meine Küsse weckten ihre Tränen, aber sie wurde ruhiger und ließ mich gewähren. Mein rechter Arm umschlang sie, ihr blonder Kopf lehnte an meiner Brust, mit der linken Hand liebte ich ihr rundes, feines Kinn und scherzweise meinte ich, sie sei ja keine braune Tscherkessin oder eine Türkin aus Brussa, die niemals den bloßen Fuß zeigen, und bevor sie ihr Lager aufsuchen, die Füße mit Wollbinden umwickeln. Und ich erzählte von den schönen spanischen Duennen, die so eifersüchtig auf ihre Füße waren, daß ein Satiriker dieser Zeit sie verdächtigte, indem er sie mit dem Vogel Pfau verglich, der ein so schönes Rad schlagen könne, aber sich stets seiner ungestalten, häßlichen Beine schämen müsse. An den Sänften und Equipagen waren zu Zeiten des Murillo und des Goya Vorrichtungen angebracht, die es verhindern sollten, daß man die Füße der Damen beim Ein- und Aussteigen zu sehen vermöge, ihre Röcke waren vorne so lange, daß sie darauf marschieren konnten, und als die Königin Luise, die erste Gattin des fünften Philipp, sich beklagte, daß ihre Damen mit den Schleppen in den Gärten und Straßen Madrids so viel Staub aufwirbelten, daß man darob zu ersticken vermeine, und anbefahl, man möge die

Roben kürzen, widersetzten sich viele Granden auf das Entschiedenste und wollten ihre Frauen und Töchter lieber tot wissen, als daß einer ihren Fuß sehen könne. Dieselbe Königin kam einst in eine gefährliche Lage, als ihr Jagdpferd scheute und durchgehen wollte. Spanische Edle retteten ihr das Leben, indem der eine das Roß an den Zügeln herumriß, während der andere ihren Fuß aus dem Steigbügel löste, da die Gefahr nahe war, die hohe Frau könne stürzen und geschleift werden. Aber die Kavaliere kehrten nicht nach dem Eskorial zurück, sie flohen die Wut des Königs, denn es war bei Todesstrafe verboten, die Königin zu berühren, und ganz besonders am Fuße. Erst spät verzieh Philipp den unfreiwilligen Beleidigern fürstlicher Frauenehre. Der Majordomo der Königin Maria Anna von Oesterreich, die an Philipp den Vierten vermählt war, verbot einer Abordnung von Bürgern einer spanischen Stadt, in der man Spitzen und berühmte, feine Gewebe erzeugte, vor die Augen seiner Herrin zu treten, da sie ein Paar besonders kunstvoll gewirkter, seidener Strümpfe als Geschenke anzubieten sich unterfingen, und als Isabella, der man den Beinamen die Katholische gab, weil sie bis zu ihrem seligen Ende ein und dasselbe Hemd trug, sich selten wusch, nie badete, täglich die Sakramente

nahm und bei jedem Autodafé vor Freuden weinte, im Sterben lag und die letzte Oelung empfing, weigerte sie dem Kardinal die Salbung ihres Fußes, wengleich das römische Rituale solches vorschreibt. Der Graf von Villamediana, der die Königin Elisabeth liebte, steckte ein Schloß in Brand, um sie retten zu können. Als man dem Könige dies hinterbrachte, war er nichts destoweniger geneigt, ihm zu verzeihen, als er aber vernahm, daß der Graf den Fuß seiner erlauchten Gattin berührt habe, als er sie aus dem flammenden Gebäude trug, schoß er ihn mit einem Reiterpistol nieder. Voll von dem naiven Reiz präziöser Torheit aus der Zeit der Schönheitspflästerchen und der unbezahlbaren Dosen ist eine Anekdote, die eine französische reisende Dame von Distinktion in ihren hinterlassenen Aufzeichnungen und Briefen erzählt. Sie belustigt sich darin ein wenig harmlos über die prüde Schamhaftigkeit jener Donna Teresa de Figuerosa, die bei ihrem Lever im Bette vor ihrem Leibmedikus und vor ihrem Abbée ganz sans gêne ihr Hemd wechselte und aus silberner Tasse die Schokolade trank, während ihr der Arzt, ein Mann mit einer riesigen Allongeperücke und einem glatten Pfefferrohr in der Hand, dessen

Goldknopf er stets an die Nase drückte, Verhaltensmaßregeln für den Tag vorschrieb, ihre Zunge prüfte, den Puls fühlte, sich nach höchstdero Stuhl erkundigte und mit eigenen Augen den Pißtopf der Frau Marchesina inspierte, der Abbée pikanten Stadtklatsch erzählte und einen sehr kurzen Abschnitt aus dem Brevier las. Dann bekreuzte sich Donna Teresa de Figuerosa fromm, küßte das Kreuz, das auf ihrem bloßen, von keiner Hülle bedeckten Busen lag und hat die Herren in süßen Worten und zierlichen Sätzen, die an marzipanene Hochzeitskuchen erinnerten, sie zu verlassen. Jetzt erhob sich die Duenna, die in einem ungeheuerlichen Reifrock, steif, als sei sie aus mit Draht verbundenen Holzstücken hergestellt, und stumm wie ein Fisch, auf einem Tabourett gesessen hatte, eine Duenna, die viel betete und noch mehr Likör trank, schloß die Flügeltüren und schob sorgsam alle Riegel vor, denn ihre Herrin legte nun die Schuhe an, ihre entzückenden Rosa-Seidenschuhe, auf die schnäbelnde Tauben und Guirlanden von blassen, zarten Blümchen gemalt waren, und Donna Teresa erzählte zum hundertstenmale der aufhorchenden Duenna, sie habe es dem heiligen Pedro von Alcantara und ihrer lieben Schutzpatronin hoch und heilig gelobt, lieber

wolle sie sterben, als daß einer der im Nebenzimmer zur Cour versammelten Hidalgos ihre Füße zu schauen bekomme.

In dem hohen, ganz in Matt-Rosa, Weiß und Gold gehaltenen Seitengemache, auf dem marmornen Fußboden harrt die jeunesse d'orée der Stadt auf ihre angebetete Donna. Degen klirren, Seide rauscht. Die jungen Edelleute sprechen von der Jagd, von Pferden und von schönen Frauen, von der letzten Oper und vom Gartenfeste irgend einer Herzogin. In ihren Händen drehen sie zierlich blitzende Dosen aus Gold, mit edlen Steinen inkrustiert oder mit köstlichen Bildern geschmückt. Durch die hohen Fenster fallen die Strahlen einer kastilischen Frühlingssonne, Strahlen, spitz, hart und geschmeidig wie Klingen aus Toledanerstahl.

Ich berauschte mich an dem Duft, der von dem Haar, dem Nacken und dem Busen meines Mädchens ausströmte. Mit Händen, die krank vor Sehnsucht und Verlangen waren, liebte ich ihren sich sträubenden, herb-jungfräulichen Leib. Aber unsere Küsse waren wie Blumen, waren sanft und keusch, und unsere Augen suchten sich wie die Augen derer, die etwas Rechtes und Gutes zu tun im Begriffe sind, sie flohen sich nicht wie die Augen der Sünder.

So hat sie sich mir hingegeben, sanft und geduldig das Opfer ihres unberührten Leibes vollendet. So lag sie an meiner Brust und atmete anfangs rasch, dann mit immer tieferen und volleren Zügen. Sie weinte nicht, sie sah aus wie ein beschenktes Kind, das beim Spiel unter dankbarer Freude für den Geber entschlummert ist.

Der Mond schien hell auf den Weg und wob ein leuchtendes Schleiergewand um die taufeuchten Wiesen und die Abhänge der föhrenbestandenen Berge. Die Hagedornbüsche und das Strauchwerk des Weißdorns warfen phantastisch gezackte Schatten auf den Pfad, im Dunkel der schierlingsüberwucherten Abzugsgräben leuchteten schwärmende Johanniswürmchen. Ich kam bei dem alten Hünengrab vorbei, einem eirunden, flachen Hügel, über dem die Kronen uralter Eschen rauschten. Hier muß ehemals auch ein römisches Standlager gewesen sein, denn die Bauern fanden beim Ackern auf den umliegenden Feldern Münzen mit dem Bildnisse römischer Imperatoren, Gefäße und Urnen aus schwarzer und roter Siegelerde und einmal sogar ein schönes Carneolintaglio mit dem Kopfe des Antoninus Pius. Alle diese Funde sind in einem

Zimmer des Rathauses in Glasschränken verwahrt und zu einem kleinen Ortsmuseum ausgestellt.

Ich schlürfe mit Behagen die kühle, taufeuchte Luft, die von den harzigen Gerüchen der Nadelhölzer und den aromatischen Düften der Wiesen geschwängert ist, und ein Gefühl von Gesundheit und stürmender Lebenskraft läßt meine Adern schwellen, richtet den Körper auf und macht den Schritt keck, fest und weitausgreifend. Ich strecke meine Arme aus, lasse die Muskeln spielen, balle die Fäuste, schöpfe tief Atem, auf daß sich die Brust wölbe, und endlich werfe ich mich ins Gras, die Hände unter den Nacken gekreuzt und tauche meine Blicke in die stillen und königlichen Geheimnisse dieser Sommernacht.

Als ich zu Hause angekommen war und über die Zugbrücke schritt, kroch plötzlich ein eiskalter Schauer über meinen Rücken. Meine Hände zitterten, als ich das Tor mit dem schweren Schlüssel aufschloß. Dieser ist ein altes und seltenes Stück mir zierlicher Raute und filigranartig durchbrochenen Musterungen in dem eingeschnittenen Griff, eingesprengter Arbeit auf dem Gesenke und einem glatten Rohr, das massiv gearbeitet ist, ein Zeichen seiner französischen

Herkunft. Ich entzündete die Kerze, die im Hausflur der Treppe stets für mich vorbereitet ist, und stieg zu meiner Behausung empor, urplötzlich müde und ermattet, abgespannt und der Ruhe bedürftig.

Als ich, schon fast entkleidet, das Licht auslöschten wollte, stieß ich mit pochendem Herzen einen Schrei des Entsetzens aus.

Vor meinem Bette stand Hermance in einem Kleide aus schwarzem Sammt, nach dem Schnitte der italienischen Edelrennaissance, mit einer schweren Goldkette um den feinen, biegsamen, blutleeren Hals. Ich stürzte sinnlos vor einem mir unbekanntem Grauen auf sie zu. Im selben Augenblicke war das Phantom verschwunden.

Ich suchte mein Lager auf und flehte den Schlaf herbei. Statt dessen kam das Fieber herangekrochen, starrte mich mit glühenden Augen an und tastete mit dürren Händen über meine Stirn. Quälender Durst verdorrte meine Zunge, Hitze und eisiger Frost peinigten abwechselnd meinen Leib, der sich unruhig auf seinem Pfuhe wälzte. Dann war mir, als versänke ich unaufhaltsam in eine wesenlose Leere, und ich verlor das Bewußtsein. Mein Körper war die Beute einer wütenden Krankheit geworden, indes meine Seele, von Truggebilden umgaukelt, in einer fernen, längst

dahingeschwundenen Zeit verweilte, von der uns nur mehr Trümmer melden oder altes, wurmstichiges Gerät und verrostet Gewaffen, und die etwa einem Grabstein gleicht, der einen Bürger in seiner Gewandung, einen Ritter in seiner Tracht zeigt, dessen Legende aber nicht mehr zu entziffern ist.

So bin ich denn von meinem Schlößlein ausgezogen, um an den Hof des Herzogs von Lucca zu reisen, mit einem Beutel guter Dukaten, einem dreijährigen Rapphengst und wichtigen Empfehlungsbriefen von seiner hochfürstlichen Gnaden, dem Erzbischof von Salzburg an seine Herrlichkeit den Kardinal Matteo Salvinaggia dei principi di Abbaporta, der als Legat des Papstes vergangenes Jahr im Hochstift geweilt und auch in die Erblande des Kaisers gekommen war zur Jagd und zum Besuch bei den Prälaten und den edlen Geschlechtern des Landes.

Unter so seltsamen Umständen ist wohl noch kein Junker nach Welschland gereist wie ich. Als der Mantelsack schon gepackt, das Sattelzeug mit allem Nötigen versehen und meinem braven Rößlein zur Stärkung vor den Beschwernissen des langen Ritts ein weiches Lager bereitet und

ein gut Teil Hafer in die Krippe geschüttet worden war, ging ich noch einmal zu dem Hause des Schloßvogts, um von seiner Tochter Abschied zu nehmen, die seit dem Tode des Alten dort allein haust bei ihren Hühnern und bei ihren Blumentöpfen, bei Rosmarin und Gelbveigelein. Sie ist noch ein junges Ding, kaum achtzehn Jahr, schlank wie eine Gerte, mit dichtem, welligem, braunen Haar.

Als ich in die Stube trat durch die niedere Tür, unter der ich nur gebückt hindurchschreiten kann, waren die Fenster offen, die Dielen frisch gewaschen und mit Sand und grünen Buchenzweiglein bestreut. Neben dem Türpfosten hängt ein kupferner Weihwasserkessel, und ich netzte meine Finger darin, besprengte Stirn und Brust und ließ auch ein paar Tropfen für die armen, schmachtenden Seelen im Fegefeuer zu Boden fallen, denn die Dirne ist fromm und sieht gern, wenn ich den Brauch der Altvordern ehre und befolge. Sie saß in einem kurzen, braunen Arbeitsröcklein, ein Fürtuch um den Leib, vor dem Eichentisch und schnitt Brot für die abendliche Milchsuppe. Ein Leiblein aus grobem Tuch schützte die Brust, ließ aber ihre Arme und den Hals frei. Ihre Holzschuhe lagen unter einem Schemel, sie war barfuß. Fidel, ihr Hund, ein

brauner Spitz, kam wedelnd heran, sprang mit freudigem Winseln an mir hinauf und leckte meine Hand.

Das Mädchen nickte mir freundlich zu.

»Guten Abend und Gott zum Gruß, Junker.«

»Guten Abend, Johanna.«

Weiß Gott, da ward mir schwer ums Herze.

Und ich platzte tölpelhaft und ungeschickt heraus wie ein Bauer.

»Ich muß von dir Abschied nehmen, Johanna, denn ich reise fort, weit fort, und wer weiß, wann und ob ich je wiederkommen werde.«

Da saß ich auch schon neben ihr auf der Bank und hatte den Arm um ihre Hüften geschlungen.

Sie entgegnete zuerst nichts, sie sträubte sich auch nicht gegen diese Vertraulichkeit wie sonst, denn sie ist ein scheues und manchmal fast wildes Ding, wiewohl seelengut und mir herzlich zugegan.

Ich erzählte ihr, wie man sich um mich bemüht habe, mir die Möglichkeit zu schaffen, in dieses edle Haus zu kommen, in die unmittelbare Nähe des Fürsten, der von einem Kranze edler Herren, hoher Prälaten und schöner Frauen, großer Künstler und berühmter Poeten umgeben, einen Hof halte wie sonst nur noch der Papst in Rom, wie sich meine Muhme, die Aebtissin, vor dem

Fürsterzbischof auf die Knie geworfen habe am St. Ambrosiustag nach der Messe, allwann sie sich nach altem Rechte eine Gnade erbitten möchte, und wie der gütige Herr ihr lächelnd mit dem Finger gedroht habe: »Hütet euch vor Hochmut, liebe Abbadissa, ihr wollt weit hinaus mit eurem kleinen Junker aus Oesterreich« und er ihr dann die sothane Gnade erwiesen.

Die Abendluft strich kühl durch die offenen Fenster und trug den Duft blühender Balsaminen und Reseden in die Stube.

»Ich werde schöne Frauen sehen, die schönsten Frauen werde ich sehen, Johanna, und wer weiß, vielleicht schenkt mir eine Dame ihre Gunst. Ich möchte so gerne wissen, was echte Frauenminne ist, von der alle Sängler sagen, sie sei das süßeste auf der Welt. Vielleicht komme ich auch wieder heim übers Jahr und bringe eine herzliche Frau mit, eine mit schwarzem Gelock, die italienisch spricht, was wie Musik klingen soll, wie Schalmei und Flöten.«

Sie antwortete nicht. Sie hatte den Kopf etwas gesenkt, die Hände hielt sie gefaltet im Schoß. Als ich sie streichelte, fühlte ich, daß sie feucht waren, und ward nun auch gewahr, daß aus ihren Augen Tränen fielen.

Mit einer etwas rauhen Stimme frug sie:

»Und werdet ihr allein so weit reiten, lieber Herr? Wer mag euch begleiten und wer wird sorgen für eure Kleider und für das Pferd?«

»Gegen einen Groschen versorgt gern der Herbergswirt mein Rößlein. Es ist nicht zu verwöhnt und wird sich wohl oder übel bescheiden müssen. Und dann wüßte ich schwerlich jemanden, der mich begleiten möchte. Der Gregor muß zur Wirtschaft sehen, auch würde er kaum so weit und auf so lange Zeit fort wollen von seinem jungen Weib und seinen beiden Knäblein, den Baltasar drückt zwar das Joch der Ehe nicht, dafür aber die Bürde des Alters, und nicht er würde mich pflegen, sondern ich müßte ihn betreuen. Sind wohl noch ein paar Jungen da, aber das sind recht tölplige Bursche und könnte zur Not ein schweres Zugpferd in die Schwemme reiten. Nein, Johanna, ich reite allein. Freilich oft wird mir dabei die Zeit lang werden, und dann will ich an dich denken und an die Heimat. Ab und zu findet sich wohl ein Stück Weges für mich ein Reisekamerad, mit dem man fröhlich bechern kann und von dem man in Treuen und Liebe scheidet, mit einem herzlichen Fördank und einem wohlgemeinten Behüt Gott. Ist auch ein gar tröstlich Weistum, daß zu Hause was Liebes an einen

denkt und wohl gar Fürsprach tut bei unsrer lieben Frau und den Heiligen.«

Da rief die Magd wie in bitterer Not:

»Bleibet hier, lieber Junker, bleibet beim Haus und verlasset uns nicht.«

Ich versuchte sie zu trösten, denn das arme Ding dauerte mich sehr.

»Das ist nun einmal beschlossen, und männiglich weiß um meine Fahrt. Ich müßte mich schämen, wollt ich von ihr Abstand tun und würde gar am Ende noch ein zaghafter Mann gescholten. Nein, nein, morgen geht's dahin.«

»So wirts also ernst. Hilf heilige Muttergottes! Ich will gern ohne Rast und Ruh barfuß bis nach Gutenrath wandeln und einen Pfundstock opfern.«

»Tu's, Hanni, tu's immerhin und bete dabei, daß du einen braven Mann bekommst, der dich heuert. Ich schenke auch gern ein Häuslein und ein paar Gülten am Wirtingberg, wenn mir davon erfreuliche Kundschaft wird.«

Da lag die Dirne zu meinen Füßen und konnte nur stoßweise sprechen vor lauter Tränen und Lamento.

»So reiset doch wenigstens nicht allein, nehmt einen Knappen mit und tut mir das eine zu Lieb und Gefallen um Christi Blut.«

»Ich reiste schon lieber mit einem fröhlichen Gesellen als so mutterseelenallein. Doch woher nehmen und nicht stehlen? Ich kann nicht die Jörger bitten, daß sie mir einen Geleitsmann leihen. Ein so arm Junkerlein kommt am weitesten mit leicht Gepäck und allein.«

Sie sah bittend zu mir auf, umschlang meine Knie, und all ihr prächtig Haar rollte über ihren Hals bis zu den nackten Fersen und berührte die Dielen. Und ganz unvermittelt hörte sie auf zu weinen, und ein fröhlich Leuchten ging über ihr Gesicht und blitzte fast schelmisch aus ihren Augen.

»So nehmt mich an Stelle eines Knappen mit, Junker.«

Ich erschrack dermaßen über die törichte Magd, daß ich das Pochen meines Herzens durch mein ledern Wams zu spüren vermeinte.

Sie aber ließ nicht ab.

»Nehmt mich mit. Gebt mir einen Koller, ein Barettlein, Stiefel und Sporen. Ihr wißt, ich reite nicht schlechter wie alle eure Knechte, die euch je zu Pferde begleitet haben. O nehmt mich mit, ich will im Stalle schlafen auf der bloßen Erde, ich zäume euch den Rappen und reite auf dem Braun, den ihr vergangene Lichtmeß auf dem

Pferdemarkt von dem ungarischen Händler erstanden habt. Er ist kräftig und fromm wie ein Lamm. Ich halte euch nicht auf, o nehmt mich mit, herzliebster Junker.«

»Aber Johanna, was fällt dir ein! Du bedenkst nicht die mannigfachen Gefahren, den weiten Weg auf oft schlechten Saumpfaden, an Abgründen, Schlüften und tosenden Wassern vorbei, im argen Sonnenbrand oder in Sturm und Regen. Nicht überall ist Herberg, und manchmal werd ich am bloßen Boden schlafen, einen Stein als Kissen unterm Haupt. Und die Buschklepper und das verdächtige Gesindel, das auf Welschlands Straßen sein Unwesen treibt. Auch den entlaufenen Landsknechten ist nicht immer zu trauen. Ich schlag mich durch, hab keine Angst, manch anderer ist weiter kommen zu Fuß, lediglich einen Stecken in der Hand. Aber du, ein Mägdlein, das nicht über unser Pflegamt hinausgekommen ist. Nein, nein, steh ab von solchem Unterfangen. Das heißt Gott versuchen.«

Auf allen meinen Zuspruch erwiderte sie nur immer wieder das eine:

»Nehmt mich mit, o nehmt mich mit, Junker!«

Da versuchte ich zu scherzen. Ich erhob mich und fuhr mit beiden Händen durch ihr dichtes Haar.

»Nein, das gibt keinen Knappen ab. Ein Knapp trägt kürzer Gelock. Wer so reichen Haarschmuck hat, der soll ein Myrtenkränzlein aufs Haupt setzen, ein Rosmarinsträußel an die Brust stecken und an eines schmucken Burschen Seite zur Kirche gehen, wo der Pfarr am Hochaltar den Segen spricht. Und nach einem Jahr schickt Junker Gottfried einen güldenen Taufpfennig.«

Sie war aufgestanden, faßte mit beiden Händen ihre Haare zusammen, warf den Nacken zurück und preßte ihre Lippen trotzig aufeinander.

»Ein Knapp trägt kurzes Gelock« wiederholte ich ernst, wendete ihr den Rücken zu und sah in den Garten hinaus. Die Lust zu scherzen war mir vergangen.

Weiß Gott, wie sie nun auf den unseligen Gedanken kam. Eine Zeitlang wars ganz still, dann hörte ich, wie der eisenbeschlagene Deckel einer Truhe aufgehoben wurde und vernahm einen Laut, als ob jemand schwere Seide zerschnitt.

Ich wandte mich um. Sie kniete vor mir, das Haupt gesenkt, und all ihr Haar, dieser köstliche Schatz lag gleich einem Teppich vor meinen Füßen. Ein heißer Zorn stieg in mir auf, wie ausholend zum Schlag ballte ich die Faust über ihr, und im nächsten Augenblick umschlangen sie meine Arme.

So habe ich dem törichten Wunsche willfahrt und bin dabei um all mein Heil gekommen.

Am nächsten Morgen, noch in der Dunkelheit ritten wir fort. Ein weiter und beschwerlicher Weg lag vor uns, ins kurfürstliche Baierland, über die Scharnitz nach Innsbruck und weiter durchs Wipptal nach Bozen, wo ich ein neues Pferd für meinen Knappen Hans kaufen mußte, denn der hungerische Braun lahmte und kam auf den bergigen Straßen nicht vorwärts. Hans verriet solche Kenntniss im Schätzen der Pferde und in der Bewertung des Beschlags, daß sich die Händler fast erbosten. Er untersuchte jedem Tiere genau die Hufe und entdeckte bei einem sechsjährigen Wallachen, einem starken, schön gefesselten Tier, das ich bald um einen ansehnlichen Preis erstanden hätte, einen mit Harz verklebten Spalt, der meinem Auge entgangen war, mich so vor Schaden bewahrend.

Als der Handel abgeschlossen war, gingen wir in unsere Herberge zum güldenen Engel und taten uns gütlich. Unter den steinernen Laubengängen waren eichene Tische aufgestellt, und wir nahmen an einem derselben Platz, wo wir zu unsern Häupten unter dem etwas verfinsternden Wölbzwickel ein an die Wand gemaltes Bild wahrnahmen, das die Flucht des heiligen Josef

mit Marien und dem göttlichen Kindlein gar anmutig darstellte, wie der heilige Nährvater ein gesattelt Maultier am Zügel führt, darauf die Gottesmutter in einem blauen Mantel, den lieblichen Jesuknaben sorgsam im Schoß behütend, in das weite Land hineinreitet, während im Hintergrund auf einem Hügel ein Schlößlein mit Wall und Schanz und Graben sich erhebt, just so wie mein liebes, altes Krähenest daheim am Hausruckerforst.

Wir ließen uns Wein vorsetzen, und er ward uns in zwo Zinnkrüglein kredenzt von einer Schenkin, die einem Junker und seinem Leichtblut von Knappen hätte gar wohl gefallen können, so schmuck und sauber war das Mädels mit seinen blutroten Lippen und den dunklen, blitzenden Augen. Und ich hatte mein weidlich Ergötzen daran, als ich sah, daß es der Hans ihr nicht wenig angetan hatte, so geschäftig war sie um ihn bemüht und stand die längste Zeit hinter seinem Stuhl, die drallen, bloßen Arme auf die Lehne gestützt, und wollte wissen, woher der Knapp des Weges komme und wohin er verziehe und ob er den Rückweg wohl über Bozen nehmen möcht. Ich glaub schier, die Dirne hätt' mögen mit ihren weißen, spitzen Zähnlein in ihn hineinbeißen wie in eine frische, saftige Frucht, deren

man wohl begehret, um sich daran den Gaumen zu erletzen. Alsdann nahmen wir auch einen Imbiß ein, etzliche leckere Forellen mit krausem Petersilienkraut im Maul, deren Aeuglein weiß werden beim Sieden, und ein Rückbrätlein von einem feisten Hirschen mit meingerlei Gemüs und ließen noch einen goldigen Tropfen auf den Tisch setzen vom Schloß Rametz, so ich jedem geraten hätte mit Vernunft zu trinken, maßen selbiger vor mehr denn dreißig Jahren gefechset. Sind auch fast ein wenig faul geworden und selbigen Tag nimmer aufs Roß gestiegen.

Am andern Morgen ritten wir zeitig in der Früh der Etsch entlang stromabwärts gen Welschland zu. Erst erhob sich die Straße hoch über den Fluß in zahlreichen, rasch ansteigenden Kehren und neigte sich dann wieder in sanfteren Windungen ihrem rauschenden Begleiter zu. Der Schlern und der Rosengarten grüßten herüber, und die Sonne brach durch das Geäst der Bäume, Bienen und Hummeln umsummten die blühenden Ranken und die gelben, blauen und roten Waldblumen, bunte Käferlein hasteten über Kies und Sand. Die Finken schlugen hell, Falken kreisten hoch im Blau, von allen Seiten rieselten klare Bächlein nieder, buschig Farrenkraut, Buchen- und Erlen-gestrüpp wuchs an ihren Ufern, und wippende

Bachstelzlein hüpfen von Stein zu Stein. Unsre Rößlein schnoben mit zitternden Nüstern in die köstlich frische Morgenluft hinaus, mein Rapp wieherte laut und war vor Uebermut kaum zu zügeln. Er scharrte mit den Beinen, biß in die Stange, streckte den Hals lang und wollte von jedem Gezweig und von jedem Kraut naschen, oder er trabte gar seitwärts von der Straße ein Stück in den Wald hinein. Dürre Aeste knackten unter seinen Hufen, Wildtauben scheuchten auf, ein blauschimmernder Vogel flog kreischend einige Schritte voraus, rastete auf einem niederen Zweiglein und sah uns mit listigen, schwarzen Augen an. Allzu nachsichtig ließ ich dem Pferd gewähren, der Waldesstille und des harzigen Duftes der Tannen und Lärchen mich freuend, bald voll stürmischer Gedanken, bald voll stillen Sehnsens und wie von einem großen, unfaßbaren Wunder erfüllt.

Ei ja wohl, nun weiß ich, was die Liebe ist.

Hat sich kein Bettlein noch irgend eine Lagerstatt für Hans gefunden, weil alle und jede Herberg überfüllt war von wegen des Medardimarktes, so daß Knapp und Junker ein Lager teilen mußten.

Wie schön doch die Welt ist an so einem leuchtenden Sommertag, wie die Rieden an den Abhängen schimmern und glänzen im goldenen Sonnenlicht, und welch ein Flüstern und Raunen geht durch den harzduftenden Tann. Wo ein kühles Brunnlein in seinen hölzernen Trog floß, hielt ich an und mußte davon verkosten. Da kam es mir vor, als sei unser Gott auch ein gar fürtrefflicher Winzer, und der beste Wein wüchse dennoch in seinem Garten. Wir ritten an vielen Bauernhuben vorbei, die alle mit steinbeschwereten Dächern gedeckt waren zum Schutze gegen Wind und Wetter, und in ihren kleinen Gärtlein wuchsen rote und weiße Malven und Portulack, wie bei uns daheim, aber auch viele Blumen und manch ein Kraut, deren Namen ich nicht nennen könnt'. Hat eben ein jedes Land seine eigenen Gebräuch und Sitten, so gut wie es sich etwa eines Baumes zu berühmen vermag, der nur alldorten gedeiht, oder eines fürnehmen Strauches mit absonderlicher Frucht. Aber ich meine fast, die Liebe sei überall gleich und müsse allerorten die Menschen selig machen.

So ritten wir immer tiefer ins welsche Land, staunten in Trient die hohen Kirchen an und das gewaltige Schloß des fürstlichen Bischofs und Herrn, das hoch über der Stadt thront, kamen

nach Mantua und nach Verona, woselbst man ein Grabmal zeigt, darinnen zwei Liebende liegen sollen, von denen man eine traurigschöne Mär allhier zu erzählen weiß. Aus reinem Marmor ist der Sarkophag, und allenthalben wachsen blühende Rosenbüsche um ihre letzte Ruhstatt, in denen des Abends die Nachtigallen tirilieren, daß es eine Lust ist, ihnen zuzuhören. Wir kamen noch durch manchen Flecken und durch manche Stadt, die hier alle, wo es nur angeht, an die steilsten Lehnen der Berge angeklebt sind wie Schwalbennester an einen Turm. Die Häuser haben alle flache Dächer, darauf man des Morgens und in der abendlichen Kühle sich ergeht, und die Weiber Wäschzeug zum Trocknen aufhängen und Maiskolben auf hölzernen Stangen. Hätt' manchmal gern ein steil Giebeldach begrüßt mit Schornsteinen, draus der blaue Rauch friedlich zum Himmel emporsteigt und eine ruhsame Heimstatt verspricht, oder ein Zweiglein von einem Apfelbaum über die Mauer lugen gesehen. Ist uns aber nichts dergleichen unterkommen und haben uns allgemach gewöhnt an die landfremden Gebräuche und Sitten, auch absonderliche Müh gehabt mit der uns unbekanntten Sprach, obschon wir nirgends ungastlich Herberg genommen.

Und endlich haben wir Lucca erreicht an einem gar lieblichen Abend und sind zuerst in einem einfachen Albergo abgestiegen in der via di Santa Agnese nahe dem Klösterlein der Kapuziner. Die nächsten Tage ging ich viel in der Stadt umher und bestaunte die großen Häuser der Nobili, die alle aus Marmor und Stein gebaut sind mit hohen Fenstern und vielen Balkonen und mit weiten, säulenumschlossenen Höfen, in denen schöne Brunnen aufgestellt sind, die kühlendes Wasser spenden. Einer, den ich gar absonderlich fand, hat mir dennoch wohl gefallen. Er stellte einen fischschwänzigen Kerl vor, der auf einem Muschelhorn tutet, und mit der andern Hand ein nacktes, sich heftig sträubendes Weib um die Hüften gepackt hat, aus deren Brüsten feine Strahlen in ein alabastern Becken spritzten. Auch des Betens hab ich nicht vergessen und bin am allerersten Tag nach San Ferdiano geeilt und hab mich vor der Muttergottes fein demütig in die Knie geworfen. War das eine Madonna, so reich und fein, und in so zarten Farben gemalt, mit einer so unaussprechlichen Schönheit im Antlitz und einer so anmutigen Gebärde, daß mir meine Muttergottes in unserm Dorfkirchlein daheim — die Gütige verzeih mir den Fürwitz — fast

wie ein Bauerndirnlein vorgekommen. Die Madonna blickte gar gnädig und mild auf mich hernieder aus ihrem prächtigen Rahmen, einem gar köstlichen Werk fürnehmer Goldschmiedekunst, und rings herum brannten Lichtelein in milchweißen, violetten, grünen und blutroten Glaslämplein. Hans stand im Portalvorbau neben dem porphyrnen Weihwasserbecken, auf dem die Taufe Johannis gar künstlich gebildet, drehte sein Baretlein in den Händen und starrte mit weitaufgerissenen Augen wie ein erstaunter Dorfbub zur Decke empor, auf der tausend und abertausend Englein durch lichte Wolken auf Gott Vater zuschwebten, der segnend seine Hände ausbreitete. Da sprach ich nun mein Vaterunser und den Gruß des Engels an unsere liebe Frau — weiß Gott, beten könnt ich nur deutsch, so vermein ich — und wurde mir so leicht und doch wieder auch schwer ums Herz. Da dacht ich auch zum erstenmal, daß ich doch eine große Sünde auf mein Gewissen geladen hätte, und bat die Madonna gar inbrünstig, sie möge uns verzeihen und uns ihre Fürbitt angedeihen lassen bei ihrem Sohn, unserm Herrn und Heiland Jesum Christum. Die Augen wurden mir naß, fast hätt' ich geschluchzt, aber da ging eine Frau vorüber

in schwerer Seide, voll Geschmeide und Perlenketten, und hinter ihr ein junger Fant in einem malvenfarbigen Kleide, die sahen nach mir hin, und dünkten mir, als lachten sie spöttisch über mein Gehaben. Da verging mir die Lust zum Beten, ich stand auf und trat aus der Kirche hinaus.

Dann ging's an ein Laufen und Suchen durch alle Kaufläden der Stadt, denn ich mußte mich ganz neu herausputzen, bevor ich am Hof des Herzogs erscheinen durft', bei welchem Gedanken schon jetzt mein Herz bänglich klopfte.

Hei, was gab's da zu sehen und zu greifen, welch köstliche Stoffe, Seide in allen Farben und Sammet aus Brüssel, französischen Brokat und vlämisch Tuch, Brabanter Spitzen und Handschuh aus dänischem Damleder und schier unbezahlbar teuer Rauchwerk und welch eine Masse von Geschmeide, feine, güldene Ketten aus Venezia, der hohen Stadt am Meer, die sich knüpfen und drehen lassen, ohne zu reißen, so fein sind sie und zugleich so stark, und Schnallen und Spangen, Ringe und Medaillons, und alle Edelsteine, die man beim Namen kennt, den milchigen Opal, der einen Regenbogen in seinem weichen Rund gefangen hält, den weingelben Topas, den blutroten Rubin und den veilchenblauen Sa-

phir, der, auf der Herzgrube getragen, alle Liebesschmerzen heilt, den Türkis, der in Persien im Magen großer Kröten wachsen soll, den graubläulichen Jaspis und den Citrin, den grünen Smaragd und erst den König alles edlen Gesteins, den Diamant, den sie nur in Amsterdam schleifen können. Und das sind Juden, die diese Kunst betreiben, und schleifen an einem haselnußgroßen Bröckchen mehr Jahr, als einer braucht, sich ein Schloß mit Wall und Graben zu bauen. O mein lieber Schutzpatron, was sah ich für Waffen, Degen und Dolche mit Klingen aus Toledo, die schmiegsam sind wie Peitschensträhne und doch selbst das beste Kettenhemd zerschneiden, so einer den richtigen Stoß weiß, und Klingen aus Damaskus, die die Sarazenen schmieden, und sind darauf krause Zeichen, die ich wohl für einen Waffensengen halte. Aber das ist abgöttisch Zeug der Heiden. Die Augen taten mir weh vom Schauen und die Ohren von dem Rauschen, Klingen und Klirren und dem Feilschen und Schwatzen der Händler.

Endlich waren wir fein herausstaffiert. Hat aber auch ein gut Stück Geld gekostet, daß mir fast angst wurde, als ich die vielen Goldstücke aufs Zahlbrett hinlegen mußte. In einem Laden

hat man sie gar alle auf den Klang geprüft, als wären wir Schelme. Aber ihr Klang war gut, ihr Gewicht voll, und keinen einzigen hatte der Jud beschnitten. Und zum Trost trug ich noch unterm Brustlatz einen Brief vom Hause Fugger in Augsburg, der mir bei dem Großkaufmann Mariano Pisani allhier fünfhundert Goldskudi anwies.

Habe dafür meinen schönen Viehstand und die Almen an der Grenz, wo die gefürstet Grafschaft Tirol an Bayern stößt, hingeben müssen mit schwerem Herzen, weil sie mir als Erbteil von meiner seligen Frau Mutter heimgefallen waren.

In der Nacht waren wir lang auf in unserer Herberg. Eine Lampe brannte auf dem Tische, der Nachtwind bewegte ihre Flamme und rötliche Schatten huschten über das Antlitz des Pagen. Zwei Becher standen vor uns, aus strohumflochtener Flasche ward uns der Wein, der dunkel und schwer herausfloß, das Blut zu Kopfe steigen ließ und die Wangen hitzte.

Hans hatte sein Wams abgelegt und atmete rasch. Ihr Leib, nicht mehr unnatürlich eingengt, trat voller und freier hervor, das Mädchen siegte über den Knaben und seine erborgte Tracht, und gerne hätte ich sie gesehen in einem braunen Röcklein mit Holzschuhen zwischen ihren Rosmarinbeeten und dem Portulak, zwischen

Kraut und Rüben, oder den Rechen über die Schulter gelegt, barfuß auf die Wiese gehen, um das Heu zu wenden.

Ich hob das Glas und trank ihr zu.

Sie tat Bescheid, aber sie nippte nur.

»Was hast du, mundet dir der Wein nicht?«

»Ach —«

»Was ist dir, sprich!«

»Mein Mund ist sperr, aber ich kann nicht trinken. Meine Augen sind müd und trüb, aber ich suche vergebens den Schlaf. O geh nicht an den Hof, Gottfried, kehre um und reite nach Haus.«

»Was denn nicht gar? Jetzt, wo alles bis zu einem so gedeihlichen Ende kommen ist? Was soll denn nun geschehen, als daß wir ein Jahr an diesem prächtigen Hofe leben und dann unsere Rößlein beschlagen lassen und Kehrt machen, heimwärts zu, heim in das liebe, alte, räucherige Nest ohne Säulen und Marmor, ohne Lustgarten und Springbrunnen, was maßen uns anfangs so hoffärtig machen wird, daß uns unser Herr Pfarr zu größerer Demut ermahnen möcht'.«

Aber sie scherzte nicht.

»Mir ist bang, bang vor den fremden Leuten hier mit ihren großen, schwarzen Augen, in denen es bei allen brennt wie geheime Rachsucht oder verborgene Sünde, bang vor ihrem fremden

Tun und vor dem lauten Geschrei des Volks auf den Straßen, vor ihrem Stoßen und Drängeln, der Hast und der Unruh, die allenthalben herrscht. Als du gestern Nacht fortgingst, um mit den neugewonnenen Freunden zu zechen, da war mir's, als hätt' ich keinen Tropfen Blut mehr in den Adern, die Füße wurden mir kalt und die Augen heiß, als hätt' ich zehn Stunden geweint. So schreckhaft war ich, wenn sie in den Straßen johlten und sich zankten und alle Augenblicke einer schrie, als hätt' er zehn Messer im Leib. Ich hab kein Aug zugetan und hab dich im Geist gesehen mit einer blutenden Wunde im Rücken, denn die da sind feig und gehen einen nur von hinten an, wie die Buscklepper.«

»Bin aber doch heil heimkommen. So war also all deine Angst umsonst. Und wenn du nicht schlafen magst, so küsse mich meinetwegen die ganze Nacht, denn deiner Küsse werd' ich nimmer satt.«

So hab ich sie in meinen Armen zum Lager getragen und war sie mein Herzspiel, bis daß die ersten Glocken läuteten. Dann haben wir zusammen gebetet und sind gleich eingeschlafen.

O wie hab ich gestaunt über die Pracht der Säle und der weiten Hallen in dem Palaste und über all das Köstliche, das in ihnen aufgespeichert ist.

Die Wände sind von spiegelblankem Marmor und strotzen von Gold, der Fußboden ist von Marmor oder aus vielen, bunten Steinchen, die so künstlich aneinander gelegt, daß sie Blumen und Früchte, ja sogar Schiffe, pomphafte Aufzüge und ganze Schlachten darstellen, alles in den leuchtendsten Farben und so voll Leben und Bewegung, daß man vermeint, die Gestalten möchten sich erheben und unter uns einherwandeln. Und an den Wänden sind gemalte Bilder und in Seide gewebte Bilder, Urnen und Statuen und allerlei Gerät aus Alabaster und Malachit und mit kostbaren Steinen geschmückt.

Der Herzog empfing mich freundlich, und nachdem er meine Empfehlungen angenommen, rief er aus:

»Welch glücklicher Zufall begleitet Euch, Messer Goffredo, Eminenza muß jeden Tag aus der Provence eintreffen. Er reist über Avignon, von wo er Donna Ermancia Ercolani mitbringt, eine Lucchesierin, die seit mehreren Jahren in Südfrankreich weilt bei ihrer Mutter Anverwandten. Sie soll über alle Maßen schön sein und allen Jünglingen ein gefährlich Feuer, daran sich so mancher Schmetterling die Flügel versengt hat.«

Es drängten sich viele junge Nobili an mich heran mit glatten Worten und wie mir dünkte

gleißnerischen Schmeicheleien und Freundschaftsbezeugungen. Aber ich hütet mich wohl und ward mir nur bei einem wärmer ums Hetz, der ein junger, schlanker Bursch war mit blondem Haar und hellen Augen wie meine Freunde aus der Jugendzeit daheim im österreichischen Land. War mir auch von Nutzen, denn Messer Prelati gab mir manchen guten Ratschlag und weisliche Aufklärung.

Hier erbt der Herzog nicht sein Land wie ein Fürst im heiligen, römischen Reich, sondern der Adel der Republik wählt ihn. Gonfaloniere nennen sie ihn und sechs Aelteste, Anziani geheißen, bilden seinen obersten Rat.

Am Sonntag Mariä Himmelfahrt kam der Kardinal mit großem Gefolge an. Noch am selben Abend war ein glänzendes Fest angesagt, und der Schall der Geigen und der Schimmer von tausend strahlenden Kerzen erfüllte das Schloß. Unter einem samtenen, goldgestickten Baldachin stand der Kardinal, ein Mann in den besten Jahren, mit einem vollen Gesicht, scharfen, ausgeprägten Zügen und schmalen, etwas bleichen Lippen. Er trug einen spitzen Bart, ein Schleppkleid aus purpurfarbener Seide, rote, mit Perlen bestickte Handschuhe, einen breiten Spitzenkragen auf

den Schultern und auf der Brust an einer goldenen Kette ein Kreuz mit funkelnden roten Steinen. Den hohen Stuhl, den man für ihn zurechtgestellt hatte, nahm eine Dame in einem schwarzen Sammetkleide ein mit Stulphandschuhen und einer dreifachen Perlenkette um den Hals. Auf der Rücklehne des Stuhls war in erhabener Stickerei ein Wappen dargestellt: ein springender Hirsch im oberen Felde, ein goldener Querbalken und drei Linden auf blutrotem Grund im untern Feld.

O all ihr lieben Heiligen, war die Dame schön! Nie hab ich eine schlankere Gestalt, nie ein edler Antlitz, nie schönere Augen gesehen. Und dieser kleine Fuß, diese zarten Hände, diese dunklen, fragenden Augen und diese Lippen wie Brücken aus Rubin, die zum Paradiese geschlagen sind. Ihre Stimme klang leis und milde, etwas verschleiert, wie wenn der Priester in der Kirche uns von unsern Sünden losspricht. Rot im Gesicht ward ich, als sie mich ansprach, und kaum ein Wort vermocht' ich stotternd und stammelnd hervorzubringen und fühlt' bitter, daß ich so wenig verstand von ihrer Sprach', und sie so fehlerhaft war und so tölplich und ungeschickt klang in meinem Mund.

Sie fragte mich um allerlei und sprach auch von ihrer Reise. »Ihr seid aber noch von viel weiter hergekommen, Cavaliere. Ihr müßt ein besonderer Reiter sein. Wollt Ihr mich nicht einmal begleiten?«

Mit freudigem Dank sagte ich's der Dame zu.

Eines Tages ritten wir gegen Pisa. Die Donna trug ein knappenliegend Kleid, das in der Sonne kupfrig schillerre und gleißte und ritt ein weißes Pferd, das man in Marokko für sie ausgesucht hatte, ein edel-feurig Tier mit weiten Nüstern und trockenem Hals und so kleinen Hufen, daß man vermeinte, es berühre kaum die Erde, als es sie so im Sturm lauf dahintrug. Ich vermocht' nur mit großer Müh auf meinem, um so viel schwereren Tiere zu folgen, und als wir am Abend zurückkehrten, flockte der Schweiß nur so von seinen Flanken, und es atmete tief und schwer.

»Laßt Euern Hengst verschnaufen, Ritter,« sagte die Schöne und stieg von ihrem Zelter. Ihr Leibmohr half ihr aus den Bügeln, ein ellenlanger, schwarzer Kerl in weiten Hosen und einer goldstrotzenden Jacke, ein gewunden Tuch ums Haupt gebunden. Er grinste mit seinem breiten Maul und den wie aus reinstem Helfenbein geschnittenen Zähnen und hielt den Kopf des Schimmels hoch, denn dieser war unruhig,

tanzte herum und sah aus, als wolle er jeden Augenblick durchgehen. So macht er's immer.

Ich klopfte meinem armen, müden Roß auf den Rücken und band das fromme Tier mit den Halftern an einen eisernen Ring an, der in halber Mannshöhe aus der Mauer niederhing.

Wir standen im Schatten eines der Türme, die die vier Tore bewachen, die von Ost und West, von Nord und Süd den Eingang nach Lucca öffnen. Wir stiegen im Dunkeln eine enge, gewundene Treppe empor und kamen oben in einem weiten Rund des Turmes an, der von einer steinernen Brüstung umgürtet war. Zu unsern Füßen lag Lucca mit seinen steinernen Häusern und seinen Kirchen und Palästen, umgeben von einer fruchtbaren Ebene, die der Serchio, ein träges Fließchen, durchschneidet, und in der weiße Landhäuser aus dem Grün der Zitronen- und Orangenbäume blinken, Fruchtfelder sich dehnen, soweit eines Menschen Auge reichen kann bis zu den Bergen, die fern in dämmrigem Blau auftauchen, und Piniengehölze das lichte Grün der Wiesen, Vignen und Reisfelder mit dunklen Flecken sprenkeln.

Donna Ermancia wies mit ihrer Gerte auf die Stadt zu ihren Füßen.

»Ecco, cavaliere, die Stadt meiner Mutter, und seit diese mich verlassen hat, meine Mutter selbst. Seht, wie sie schön ist, wie eine Braut, die festlich geschmückt in einem blühenden Garten liegt. Seht dies graue Gemäuer, das von dem Grün ungebärdig wuchernder Pflanzen übersponnen wird. Ein Amphitheater war es, in dem die alten Römer, die Herren der Welt, deren Blut in unsern Adern strömt, den Gladiator fechten ließen und den wilden Tiger auf Stier und Löwe hetzten. Und wenn ihr Blut den Sand der Arena netzte, jauchzten sie wild und forderten mehr und kannten kein Mitleid. Aber ihre Legionen schütterten die Welt mit ihren ehernen Tritten und trugen ihre Banner bis weit über Eure deutschen Wälder und Berge, bis an Engellands neblige Küsten.«

Ein sonderbarer Zug legte sich um ihre Lippen.

»Wir sind keine Römer mehr, wir reden eine andere Sprache, und der Gonfaloniere läßt niemanden mehr fechten vor den zahmen Lucchesen, diesen Oelkrämern und Reismaklern, denen übel wird, wenn sie hören, daß sich ihr Nachbar in den Finger schnitt. Dafür beten sie. Und wahrlich, sie haben genug zu beten, da San Frediano, da San Michele mit seinem Säulenvorbau, in dem's so kühl und schattig ist, wo die frommen

Seelen dem Wein den Preis machen und scheffelweise ihr Getreide verhandeln vor der Messe. Und dort San Martino, der hohe Dom, in dessen Hallen ein Marmortempel steht, darin sie einen Christus verehren, den ein Kreuzfahrer aus Asien gebracht hat, und dort, — und dort, und dort —«

Sie hatte die Peitsche zerbrochen und schlug mit ihrer Faust auf die Brüstung.

»Donna —«

Aber sie richtete ihre Blicke grad aus an mir vorbei, als sähe sie mich nicht.

»O Lucca, träumst du? Lesen deine Bürger nie in dem Buche deiner Geschichte, dessen goldener Deckel geschwärzt ist von dem Rauche der Feuersbrünste, die deinen Leib mit Brandmalen bedeckten, von dessen Blättern Blut tropft und dessen Lettern, jede einzelne, deinen Ruhm verkünden!«

Sie ward ruhiger und wandte ihr blasses, edles Gesicht dem meinen zu.

»Seht diese Stadt. Schon Cäsar, der ein Kriegsheld ohnegleichen war und jedem Feldherrn ein Muster und Vorbild, hielt hier sein Winterquartier, als er über die Pyrenäen zog gegen die Gallier.«

Sie schwieg und sah wieder hinaus ins Land, das sich in den Fluten der Abendsonne vergoldete.

»Erzählet weiter, Donna, o erzählet weiter. Ich könnte Euch stundenlang so lauschen.«

Es war aber, als spräche sie zu jemand andern.

»In dem Kampfe, den Heinrich der Vierte führte mit der Großgräfin Mathilde hielt Lucca treu zum Kaiser, und er belohnte dafür die Stadt und schenkte ihr wertvolle Vorrechte. Treu hing sie unter den Obizzi den Guelfen an, aber der Adel wurde von aufgeregten Pöbelmassen vertrieben, Lucca verlor seine Unabhängigkeit, und durch dieses Tor zog Ugucione della Faggiuola ein, der verhaßte Pisaner, der seinen Sohn als Capitano einsetzte. Er schwang eine harte Geißel über die hochtürmige Stadt, bis ihn bei Montecatino der Schlachtentod ereilte.«

Verhaltener Zorn machte ihre Stimme zittern, ließ ihren Leib erbeben.

»Was tut der Adler, dem man die Kette vom Fuß genommen? Er schwingt sich auf und fliegt frei der Sonne und den Sternen zu. Aber die Hammel werden von den Wölfen zerrissen, wenn ihr Herr sie verlassen hat. Wie hast du deinen Wappenschild behütet, o Lucca? Castruccio Castracani, der Ghibelline, den Kaiser Ludwig

zum Herzog schlug, riß die Herrschaft an sich. Jetzt erst schlug die Stunde deiner Schande. Deutsche Söldner stunden gegen ihren Herrn auf und meuterten, weil sie keinen Lohn erhalten hatten. Sie brandschatzten deine Kornspeicher und plünderten die Häuser deiner Bürger, sie schändeten deine Töchter und verkauften dich wie ein feistes Schlachtvieh an die meistbietenden Genuesen. Gleich einer Marktware wurdest du nun ausgedient, in dem herrlichen Schutz deiner Mauern ward das Kind im Mutterleibe nicht mehr wert als ein unausgetragen Kalb. Wahrlich, du sankst im Preis. Wo kam die Zeit hin, da sich die Lucchesen darüber freuten, daß man sie für hunderttausend Goldmünzen losgeschlagen hatte? Johann von Böhmen schätzte dich wohl minder ein, als er dich mit Mann und Maus um fünfunddreißigtausend Goldfiorini den parmesischen Rossi verschacherte. Die beeilten sich gar rasch, dich los zu werden. Von diesen kamst du an Mastino della Scala, Veronas Herzog, an Florenz und an Pisa, bis Kaiser Karl der Sechste dir Freiheit und Reichsunmittelbarkeit wieder gab. Jetzt schläfst du ruhig und sicher in ihrem Schirm und Schutz und freust dich dessen, daß du so reich begnadet worden. Mich aber dünkt, Freiheit und Herrschaft könnten einem

nicht durch Gnade werden, sondern man müsse solch köstliche Güter zu erringen und zu bewahren wissen. Weißt du das, Lucca?«

Sie trat von der Brustwehr des Turmes zurück.
»Genug, genug der Schmach!«

Wie sie so dastand, von purpurnem Licht umflossen, so stolz und hochgemut, da ward ich ihr ganz zu eigen und ihr willfähriger Dienstmann. Seit jenem Tage mußte ich immer an sie denken, und selbst meine Träume waren von ihrem Bilde erfüllt. So wuchs die Sehnsucht riesengroß, und die Sünde zerfraß und verdarb meine Gedanken.

Der Gonfaloniere hatte mir mit fürstlicher Gastfreundschaft drei prächtige Zimmer einräumen lassen, die den Blick in einen herrlichen Garten gestatteten, und des Nachts schritt sogar ein bewaffneter Hellebardierer vor den Türen auf und nieder, als wär' ich prinzlichen Geblüts und gebührten mir absonderliche Ehren. Vor meinem Schlafgemach war für meinen Pagen ein Bettlein bereitet, aber ich ließ des Nachts den Riegel offen und am Morgen zerwühlte ich Decken und Kissen in dem unberührten Lager und täuschte die Diener. Wenn ich die Lampe löschte und meine Arme um die Dirne schlang, so vermeinte ich einen andern Mund zu küssen und

glaubte, ein ander, wilder Herz schlug dem meinen entgegen. Ich blieb ungesättigt in meinem Verlangen und durchseufzte schlaflos die lauen, die Begierden lockenden Nächte.

So trieb es mich mit blutigen Stacheln an und raubte mir im Dunkeln die Ruhe und bei Tag die Besinnung. Und kam wohl daher also, daß ich, als wir in den Gärten lustwandelten, vor Donna Ermancia hinsank und ihrer beehrte. Muß wohl gänzlich von Sinnen gewesen sein, denn ich weiß mich keines Wortes zu erinnern, so ich gesprochen, nur daß ich auf den Knieen gelegen und am ganzen Leibe gezittert habe. Sie aber wandte sich ab und ging weg von mir, ohne einen Gruß und ohne einen Blick. Der Himmel, von der Abendsonne blutrot gefärbt, breitete sich gleich einem purpurnen Mantel über den dunklen Laubkronen der Kastanienbäume aus, in der Ferne schienen einige Pinien in den Gluten eines heißen Brandes zu verlohen, und eintönig rauschten verborgene Brunnen in ihre marmornen Becken nieder.

Verzweifelt irrte ich in den dunkelnden Laubgängen umher und verstört und niedergeschlagen kam ich nach Hause, als schon der Mond am

Himmelsgewölbe hing und wie aus einer leuchtenden Schale Ruhe und Schlummer niederzugießen schien.

Als ich ins Vorgemach trat, saß Hans vor einem Tische, auf dem ein vierarmiger Leuchter stand, aber nur eine von den aufgesteckten Wachskerzen war entzündet, und ihr Haupt war auf ihre Hände niedergesunken, als habe sie Müdigkeit übermannt und ihr die Augen geschlossen. Aber sie hatte mein Kommen gehört und nahm mir still und demütig den Mantel und die Stulpen ab. Ihr Gesicht war so schmal und so bleich, und breite, dunkle Ringe entstellten ihre klaren, lieben Augen. Da nagte es wie ein Wurm an meinem Herzen, daß ich vor Scham und Reue sie nicht anzusehen vermochte und am liebsten auch die eine Leuchte verlöscht hätte, denn ich meinte, meine Schuld wäre mir an die Stirn geschrieben, und man müßte das bängliche Klopfen meines Herzens hören. Hans leuchtete mir ins Schlafgemach, das von dem sanften Schein des Mondes erhellt war. Sie stellte das Licht auf den Kamin und wollte sich vor mir niederknien, um die Sporen von meinen Stiefeln zu lösen. Das ertrug ich nimmer länger, ich hob sie auf und streichelte zärtlich ihr Haar wie früher, als mich noch keine so großen und argen Sünden befleckten,

und ich mich nicht scheuen mußte vor ihren Blicken. Da ward sie besseren Mutes und gestand mir, daß sie mein Fleisch und Blut unter ihrem Herzen trüge und nicht mehr aus und ein wüßte in all ihrer Not und schier übermäßigen Pein. Mir aber ward's wie eine zentnerschwere Last von der Brust genommen. Fort, fort von hier in den allernächsten Tagen, heim, nordwärts ins liebe, alte Nest, wo jetzt die Schwalben Hochzeit halten und Gottes Liebe sichtbarlich auf allen Fluren schwebt, in sommerlicher Stille das Korn heranreift und der Weizen, und sich die Früchte auf den Bäumen runden und schwellen vor dem süßen Saft, der aufsteigt aus dem gesegneten Boden. Und ich nahm sie in meine Arme und sagte ihr viel Liebes und alles, was ihr zum Troste taugen sollt. Weiß nicht, wie lange wir so gelegen haben, denn ich hatte zuviel auf der Brust, dessen ich ledig sein wollte in dieser Stunde, die mir so viel unvermutet Geschehen offenbart.

Da war mir's plötzlich, als hörte ich etwas rauschen und so leise Schritte, als schliche eine Katze durchs Zimmer.

Jäh war ich auf, und o Gott, o mein Gott, neben dem Kamin stand Hermance in einem langen, schwarzen Sammetmantel, der von ihren Schul-

tern bis zu den bloßen Knöcheln ihrer Füße niederfloß. Ihre Hand hielt sie vor ein kleines, irdenes Lämpchen, und ein rosiger Schimmer lag auf den zitternden Fingern, daß sie Centifolienblättern im Mondlicht glichen. Sie trug einen Blütenkranz in ihren dunklen, weich niederflutenden Haaren, und ihre Augen, brennende, saugende, verzehrende Augen waren weit und starr auf mich gerichtet. Sie setzte die Lampe nieder, langsam glitt der Mantel von ihren Schultern, glitt über ihren weißen Busen nieder und zerfloß in den Schatten, die über das dunkle Mosaik des Bodens hinhuschten. Sie breitete mir ihre Arme entgegen. Langsam schritt das herrliche Weib dem Lager zu und stürzte dort mit einem Aufschrei zu Boden. Verwirrt bückte ich mich, um sie aufzuheben, aber sie stieß meine Hand zurück, raffte ihren Mantel zusammen und verschwand zwischen den Wandteppichen.

Ich bebte vor Furcht und Grauen und ließ die Arme sinken, die ich erhoben hatte, um sie zu halten. Vor Schrecken fast lahm, wußte ich nicht, was ich tun sollte. Ich wiederholte nur immer die gleichen Worte:

»Morgen reiten wir fort, morgen reiten wir nach Haus.«

Hans hatte sich angekleidet und schmiegte sich eng an mich.

»Sie werden dich töten, Herr, sie wird nicht eher rasten, bis sie satt geworden an ihrer Rache.«

So dachte sie nur an mich und vergaß ganz der eigenen, großen Gefahr.

Waffengeklirr und das dumpfe Murmeln von durch Larven gedämpften Stimmen erfüllten das Vorgemach und erweckten in den Gängen unheimlichen Nachhall. Mit einigen Stößen wurde die Türe gesprengt. Vermummte drangen herein. Sie rissen Hans von meiner Seite, die sich ohne Gegenwehr den Häschern überlieferte. Mich rangen sie bald zu Boden, denn ihrer waren zu viele, als daß sie hätt' ein Mann bestehen sollen. Als ich mich wieder erheben konnte, war ich allein. Ich rüttelte an allen Pforten, sie waren geschlossen. Ich war ein Gefangener. Der Tag kam und ging. Ich raste wie ein Toller und stieß mir das Haupt an den Wänden blutig, dann sank ich auf das zerwühlte Lager, krallte meine Finger in mein Haar und küßte die armen Laken, wo ihr süßer Leib geruht, den jetzt vielleicht der Henker schändete. Kein Gott hörte meine heißen Bitten, kein Teufel meine wilden Flüche. So hatten mich Himmel und Hölle verlassen. Die Nacht brachte

die Finsternis und mir ihr die Verzweiflung. Ich lag auf den Knien in brünstigem Gebet und zermartete mein Herz und mein Hirn, klagte mich an und maß mir allein alle Schuld bei. Umsonst. Mich dürstete. Kein Tropfen Wasser war über meine Lippen gekommen, und war schon Nacht und Tag vergangen, seit ich getrennt von ihr in fürchterlicher Ungewißheit verschmachtetete. Die Zunge klebte mir am Gaumen, bänglich klopfte mein Herz, mühsam rang ich nach Atem aus klammer Brust. Meine Augen schmerzten, mein Haupt schmerzte, als presse es ein eiserner Ring zusammen und grabe glühende Stacheln in mein Fleisch. In entsetzlich unruhvoller Qual wälzte ich mich auf dem Lager und sehnte mich nach einem Trunk. Da war mir's, als sähe ich Hans sich zu mir niederneigen mit einem ernstesten, traurigen Gesicht und mir einen kleinen Becher reichen. Aber sie hatte Mädchenkleider an, ähnlich wie sie zu Haus die Bürgerstöchter tragen, aber doch wieder anders und seltsamer, und eine ältere Frau stand hinter ihr und hielt Tücher in ihren Händen. Als ich sehnsüchtig nach ihr meine Arme streckte, war alles verschwunden. Aber ich fühlte mich erquickt, und meine Lippen waren feucht.

Umso herber erfaßte mich die Einsamkeit und vermehrte meine Leiden. Endlos dehnte sich die Nacht. Es hatte geregnet. Der Wind summte ein gar eintönig und traurig Lied in den Bäumen und Büschen und schüttelte die Tropfen von den Blättern. Langsam kam die Dämmerung, ein schweres, bleigraues Licht legte sich wie Höhenrauch über die Gärten. In der Ferne dampften die Nebel an den Ufern des Serchio empor, und ein rauher Wind strich von den Appeninen über die Ebene vor Luccas Toren. Von den Kirchen begannen die Glocken zu läuten, große, dumpfe Glocken, die wie die Verlassenen und Gehetzten nach einem Richter rufen, in einer feierlichen und gerechten Anklage, kleine Glocken mit hellen Tönen wie singende Kinder, schrille, hastige Glocken, als müßten ihre Schwingungen Schritt halten mit einem rasch in den Tod hineinflutenden Leben, und Glocken mit seltsamen, erzenen Zungen, die dem Armensünder die Schauer des Hochgerichts in die zuckende Seele kerben und sein Ohr mit Klängen zerschneiden, ehe der Henker seine Glieder zerreißt, Glocken, die den Wurm des Gewissens zum Schlafe betten und solche, die ihn von neuem anstacheln und sein unersättlich Maul mit frischem Gifte füllen. Eine Stunde, der die Bitternisse von Jahren an den

Sohlen hingen, schlich über die weiße Stadt, deren Schimmer in Nebel und Regen verblaßte wie ein unter Träumen entschwindender Kinderblick. Und plötzlich ward's unendlich still.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen und auf den farbigen Marmor des Fußbodens gestarrt habe, bis ich von einem verlegenen Räuspern aufschreckte.

Ein Page stand schüchtern in dem Gemache, ein blutjunger Fant, und nahm aus seinem Busen einen Brief der in ein gelbes Seidentuch eingeschlagen war. Dann entfernte er sich lautlos durch die Tapetentür neben dem Kamin. Von allen Fiebern der Erregung, von allen Schauern marternder Angst geschüttelt, erbrach ich mit zitternden Händen das Schreiben. Es war ganz kurz. Eine Mittelsperson, die sich als Priester bekannte, teilte mir mit, daß ich Lucca verlassen müsse. Heute Abend fände ich alles Nötige bereit, gesattelte Pferde und sicheren Geleitsbrief in einem Pinienwalde nördlich der Stadt nahe den Ufern des Serchio bei einer alten Kapelle, so dem heiligen Agapitus geweiht sei. Dort wünsche die Marchesina von mir Abschied zu nehmen, und dorthin werde man auch meinen Pagen bringen und alsdann in Freiheit setzen.

Ich sank in die Knie und dankte inbrünstig Gott und allen lieben Heiligen, daß sie sich so gnädig meiner großen Not erbarmet, und dankte auch im tiefsten Grunde des Herzens der Marchesina, da sie so edelmütig aller Rache vergaß, trotzdem ich mir die ganze Schuld beimessen konnt', daß sie sich mit so arger Schmach bedeckte. Nie kam mir ein Tag so leuchtend vor wie dieser, und meine Ungeduld wuchs ins Unermessene, je mehr die Zeit vorschritt und sich die Schatten der Zypressen im Garten dehnten. Als die Dämmerung alles in ihre dunklen Arme nahm, wurde die Angst meiner wiederum Herr, und ich dachte, man hätte auf mich vergessen. Endlich meldete sich bei mir ein Soldat, ein bärtiger Mann, der einen Brustharnisch trug und eine Pechfackel. Er brachte einen langen, braunen Kapuzenmantel mit, der mich vom Kopf bis zum Fuß einhüllte. Durch ein kleines Mauerpförtlein verließen wir den Palast des Gonfaloniere und gingen durch enge Gassen und Gäßchen, bis wir auf einen offenen Platz gelangten, von dem mehrere Wege ausgingen. Wir schlugen einen Fußpfad ein, der nach Norden führte zwischen hohen Steinmauern hindurch, die Gärten und Baumpflanzungen einschlossen. Es war stichdunkel. Der Soldat

schritt voran, hielt die Fackel hoch und leuchtete. Die Flamme hüllte uns in einen magischen, roten Lichtkreis, ringsumher glotzte aus leeren Augenhöhlen die tausendfältig blinde Nacht. Die Fackel dampfte, und helle Funken flogen wie schwärmende Johanniskörner in die Finsternis hinein und verschwanden darin. Der Weg wurde immer holpriger, die Mauern immer niedriger. Plötzlich standen wir im offenen Feld. In der Ferne schlug ein Hund an, ein Licht blitzte auf und verlösch im selben Augenblick. Der Wind zerriß die Flamme unserer Leuchte in zackige Fetzen, die rechts und links, hierhin und dorthin wie feurige Hände den Weg wiesen. Der Rauch sank zu Boden und kroch langsam ins Dunkle. Plötzlich ließ mein Führer die Fackel fallen und trat den Brand mit den Füßen aus.

»Trocken. Der Wald. Feuer. Gebt mir die Hand, Signore,« murmelte er.

Vorsichtig tasteten wir uns weiter. Der Pfad senkte sich. Ein schwacher Schimmer lockte. Neben dem Gemäuer einer Kapelle waren zwei gesattelte Pferde an hölzerne Pflöcke angehängt, einige Blendlaternen standen am Boden. Doch war kein Mensch zu sehen.

»Ecco, signore.«

Hier war es also. Hier erwartete mich die Marchesina. Dumpf rauschten die Pinien, leise scharrten die Rosse. Ein Nachtvogel schrie wie ein kleines, krankes Kind, ich hörte meinen eigenen Atem und erschrack vor dem Klirren meiner Sporen. Die Stufen, die zur Kapelle emporführten, waren ausgetreten und zerbröckelt, das Tor gab beim ersten Druck der Hand auf die Klinke nach, und ich trat in eine weite, aber nur mäßig hohe Halle. Das Gotteshaus war kahl, fast jeden Schmuckes bar, geblieben waren nur eine runde, steinerne Kanzel, die aus einem Pfeiler sprang und von der eine Treppe niederführte, der Hochaltar und eine große, bleierne Ampel, die in der Mitte des Raumes schwebte. Ein blasses, gelbes Licht brannte in ihrem Glase, riesig kroch der Schatten meines Leibes über die Steinplatten an der Wand empor und glitt die Pfeiler entlang. Auf der Rückseite der Kanzel huschte er auf und nieder, als triebe ein Nachtgespenst da oben sein Unwesen. Ich stieß einen Schrei aus, das war nicht mein Schatten. Ein Mönch, verhüllt wie die Totenbrüder, in einer schwarzen Kutte, die in eine kegelförmige Spitze auslief und die ganze Gestalt einhüllte, spähte nach mir nieder. Nur zwei dunkle Augen brannten aus den Schlitzen

der Kapuze. Langsam sank die Vermummung. Zu meinen Häuptern stand Donna Ermancia.

»Ihr seid also doch gekommen, cavaliere« sagte sie mit einer Stimme, in der Hohn und Schmerz miteinander stritten, »ihr seid zu nächtlicher Stunde auf meinen Ruf gekommen, wohin der tapferste Mann in Luccas Mauern nicht einmal am hellen Tage gehen würde. Dessen nehmt meinen Dank. Ihr seid tapfer, möge es euch nie gereuen.«

Da hob ich meine Arme empor und bat das Weib in gar beweglichen Worten, sie möge es nicht einer Unschuldigen entgelten lassen, sondern mich strafen mit der härtesten Pein, wenn es sie nach Vergeltung dürste. Und fühlte es zu meinem Ungemach, wie ungelenk meine Zunge war, wo ich mir die Beredsamkeit eines Peter von Amiens gewünscht, der Gott dem Herrn mit Lipp und Zung Jerusalem zurückerobert.

So gut es ging habe ich ihr erzählt, wie alles gekommen war, und jede Schuld an dem Doppelspiel mir zugemessen.

Meine Worte hallten dumpf von dem Steingewölbe zurück, stiegen ins Dunkle empor und kamen als fremde Laute wieder, als habe sie ein Unbekannter von da oben herab zu mir gesprochen. Hinter dem Altar hörte ich Schritte, ein Klirren

wie von Zangen, die in einem eisernen Becken geschüttelt werden, und ein widerliches Knarren, als schiebe man einen Klotz oder sonst ein unhandlich und plump Ding hin und her. Dann wards wieder still, der Wind sauste durch die Kuppel, Kalk und Mauerstaub bröckelten hernieder, die Ampel flackerte unstät und aus der Finsternis starrte mich plötzlich vom Altare das schmerzverzerrte, blutige Haupt des Erlösers an. Ich trug die Hölle in meiner Brust und verging fast an dieser schauerlichen Last.

Sie merkte wohl, wie ich litt und freute sich an der ungeheuerlichen Buße, die sie mir auferlegt hatte. Mit einer weichen Stimme, die süßer Wohllaut vergoldete, sprach sie fast priesterlich von der Stätte nieder, die Gottes Worte bereitet worden:

»Ihr seid dem Fräulein Dank und Genugtuung schuldig für ihre unendliche Liebe und für alle Fahrnis, in die sie sich um Euretwillen begeben. Reicht ihr die Hand, der Priester harret, seines Amtes zu walten. Festlich geschmückt will ich Euch die Braut zuführen, in einer goldenen Schale bringe ich Euch selbst die Ringe dar. Sie sind mein Brautgeschenk. Spart Euch den Dank für später, cavaliere, und scheltet mich nicht,

wenn Euch Giovanninas Putz mißfällt. Es ist das Möglichste geschehn.«

Sie reckte sich auf, und ihre Stimme klang mit einemmale gellend und heiser schrill:

»Führt sie herein!«

Türen wurden zurückgeschoben. Zwei in scharlachen Tuch gekleidete Männer führten Hans herein. Es war als dränge eine Menge Volkes nach, Sie war sehr bleich und trug das Haupt derart nach hinten geneigt, daß ich ihr Antlitz nur ungenau sehen konnte. Mit dem süßesten Namen redete ich sie an.

Da streckte sie mir ihre Arme entgegen und rief mit einem dünnen, singenden Stimmchen:

»Ach, Junker, herzl lieber Junker, seht mich nicht an. Ich schäme mich so sehr in meiner Not.«

Da ward ich das Entsetzliche gewahr. Ihre Augen waren blutige Höhlen, ihr Mantel klebte an der Brust und starrte vor Blut. Ich wollte rufen, meine Schreie erstickten mir im Munde. Neben ihr stand mit dem Antlitz des Satans die Marchesina. Sie riß ihr den Mantel von den verstümmelten Brüsten und erhob einen Dolch zum Stoß:

»Ich will barmherzig sein.«

Raserei erfaßte mich. Wütend wollte ich mich auf die Teufelin stürzen, aber ich glitt und fiel in

die Knie. Ein gelber, brenzlicher Nebel senkte sich immer dichter über die Gestalten. Sie verdämmerten und schienen ferner und verschwommen. Eine Riesenfaust preßte sich auf meinen Nacken. Der Boden schwand unter mir, ich sank in eine grauenhafte Nacht tief und immer tiefer. Es war als stürzten tosende Wasser neben mir nieder, und geisterhafte Stimmen sangen mir darin das Gericht.

Dann wards still und dunkel und leer.

»Wasser, Wasser, mich dürstet.«

»Schnell, Johanna, gib ihm zu trinken.«

»Vorsichtig aus dem Gefäß mit dem kleinen Schnabel. Geben Sie acht, daß er sich nicht verlutze.«

»Gott sei Dank, er redet wieder.«

»Ja, Gott sei Lob und Dank. So, sehen Sie, so, Herr Doktor, ganz stumm, ohne ein Lebenszeichen hat er vier Tage und vier Nächte dagelegen. Nur die Brust hob und senkte sich. Ein einziges Mal begehrte er zu trinken. Wenigstens schiens uns so. Ich habe nichts mehr auf ihn gehalten.«

»Still, Mutter, er könnte dich hören.«

»Johanna, du achtest nicht auf das, was dir der Herr Doktor sagt. Gib ihm langsam zu trinken.

Jetzt hustet er schon. Er wird sich noch ganz verschlucken.«

»Nur nicht ängstlich. Sieh doch, er trinkt ganz ruhig.«

»Gott, wie seine Hände mager und abgezehrt sind. Ja, so eine schwere Krankheit räumt den stärksten Mann in ein paar Tagen zusammen.«

»Mutter, ein Kissen, rasch.«

»So, unters Kreuz, Johanna. Und daß es ihn nicht drücke.«

Ich erkenne das bebrillte, bärtige Gesicht des Dorfarztes, der sich nun über mich beugt, das Tuch von meinem Haupte nimmt, mir die Stirne befühlt, meine Brust abhorcht und meine Puls schläge zählt.

Dankbar drücke ich ihm die Hand.

Seit jenem Tage geht es besser. Langsam kehren die Kräfte wieder, und wenn schöne, warme Nachsommertage den Aufenthalt im Freien erlauben, sitze ich in einem Krankenstuhl, sorgsam in wollene Decken gewickelt, an der Sonnenseite des Schloßgärtleins, lasse die Wonnen des Genesens durch alle Adern strömen, trinke ein Glas Milch und sehe den Hennen zu, wie sie den Boden aufwühlen, daß Erde, Sand und kleine Kieselsteinchen hinter ihnen herfliegen. Der Altweibersommer spinnt seine Fäden in der Luft, und

die Buchenwälder prangen in kupfrigem Rot. Hans liest mir die Zeitung vor oder aus einem Buch. Einen besonders alten und interessanten Schmöker, dickbauchig und in Schweinsleder gebunden, hat mir der Herr Pfarrer, der meine Vorliebe für derlei Dinge kennt, hierhergesandt. Darinnen lesen wir nun von allerlei magischen Künsten, wie man übernatürliche Auskünfte über seine verborgensten Wünsche erhalten konnte, wenn man Ringe, in denen geschliffene Edelsteine gefaßt waren, lange betrachtete. Diese Kunst der Vorhersagung nannte man Daktylomanthia. Andere Meister ließen den, der sich vertrauensvoll an sie wandte, in metallene Becher blicken, auf deren Grunde dann allerlei Bilder auftauchten. Doch mußte man dabei den Mund mit einem Tuche verhüllen, denn wenn man in den Becher hauchte, verschwanden die Gesichte. Auch glatt polierte Messingkugeln und Pfeile, Schwerter und Messer taten dieselben Dienste. Viel stand da noch in dem seltsamen Buche zu lesen von dem Anstarren blanker Metallspiegel, die dann nie Geschautes enthüllten, und wie ein solcher Karopromant, der Magier Lukas Gaurikus, der Katarina von Medici die Geschichte ihres Hauses, so wie sie später in Erfüllung ging, haargenau in einem Zauberspiegel gezeigt habe, und

von kostbaren Kristallen, in denen unbekannte Mächte seltsame Bilder woben, von der Hydromantie und der Gastromantie, bei der man klares Quellenwasser in bauchige Flaschen goß, und von der Beckindeutelei, die die gelehrten Magier Lecanomantia nannten, und wobei man in ein Becken schaute, das mit Wasser gefüllt und am Grunde mit glänzenden Gold- und Silberplättchen bestreut war. Wer sich keinen Zauberapparat leisten konnte, der hielt zur Onychomantie, die so einfach war, daß sie sich mit dem dunklen Namen putzen mußte, um in einigem Ansehen zu stehen. Man vermengte ein paar Tropfen Oel mit Kienruß und bestrich damit seinen Daumennagel, um ihn dann angelegentlich zu betrachten. Je nun, arme Leute kochen mit Wasser.

Meine Umgebung schüttelt ihre Köpfe über derlei brotlose und vermessene Künste. Mir aber tut es leid, daß uns so wenig überkommen ist von dem verborgenen Tun und den dunkeln Geheimnissen einer fernen Zeit.

Auch Dame spielen wir oder Mühle auf und Mühle zu. Frau Wörner hält einen kleinen Plausch mit der Kastellanin, die stets endlose, wollene Strümpfe strickt und eine Hornbrille trägt. Aber diese Stunden traulichen Zusammenseins sind schon gezählt, die Tage werden

immer kürzer, die Luft wird kühl, und Nebel brauen des Abends auf den Wiesen. Am Morgen brennt in dem bauchigen Kachelofen ein lustig Feuerlein. Mein Sommeridyll ist zu Ende. Bald werde ich so gekräftigt sein, daß ich die Heimreise antreten kann. Meine Koffer sind zum größten Teile gepackt, nur die nötigsten Dinge liegen noch in den Schubfächern oder hängen auf den schmalen, hölzernen Kleiderhältern im Schranke.

Bevor ich den letzten und endgültigen Abschied nehme, will ich noch auf einen oder zwei Tage der Landeshauptstadt einen Besuch abstatten, um einiges zu besorgen und mich allgemach für den Aufenthalt in Wien vorzubereiten.

Der Arzt hat mir angekündigt, daß keine Bedenken gegen meine Reise mehr obwalten, und ich überhaupt bald aus seiner Obhut entlassen sein werde.

Da bin ich also wieder einmal in der kleinen Stadt, in der ich geboren wurde und der ich nun schon so viele Jahre fern bin. Nur manchmal kam ich zu ihr, wenn Sonnenglut über ihren Dächern lag, und ihre Bewohner hinaus gezogen waren in die Dörfer, die sich an die waldigen Berge an-

schmiegen, die sie wie ein loser Gürtel umschlingen, oder an dem Strom liegen, der an ihr vorüberzieht. Sie hat mir nichts Gutes gebracht, sie hat mich einst tief und tödlich getroffen, als ich noch ein Kind und leicht verwundbar war. Aber die Jahre stiften Frieden und versöhnen. Heute liebe ich sie wieder die alten, stillen Winkelgassen mit ihren wappengeschmückten Häusern, die frommen Stiftern oder edlen Geschlechtern des Landes eignen, den Erkern und Giebeldächern, auf denen sich ein rostiger Wetterhahn oder ein Blechfähnlein im Winde dreht, und auch die neuen Viertel mit ihren breiten, lichten Straßen und den reinlichen Häusern, die noch nicht überall einander so nahe an den Leib gerückt sind, daß man nicht zwischen ihnen hindurch grünende Gärten und blühende Bäume sähe. Heute liegt kein Sonnenschein auf dem Pflaster, ein feiner Nieselregen stäubt durch die Luft, und Nebel und Dämmerung stehen schon an den Toren, liebe Gäste für Schwärmer und Träumer. Jetzt will ich dich durchstreifen, du kleine Stadt, und mit dir plaudern und auf das lauschen, was du mir erzählst.

Ich gehe über den Pfarrplatz, der wie immer still und leer ist. Nur einige alte Frauen mit Hauben und warmen, dicken Mänteln eilen auf die

Kirche zu. Aus ihrer halbgeöffneten Pforte schla-
gen Orgeltöne wie Stimmen aus längst vergange-
ner Zeit an mein Ohr. Ich stehe vor dem nüchter-
nen Hause mit der Eisenwarenhandlung und
sehe zum dritten Stockwerk empor. Dort hinter
diesem Fenster mit den dunklen Vorhängen habe
ich zum erstenmale die Augen geöffnet, und Müt-
terlein hat mich wohl auf die Stirne geküßt unter
den schütterten, blonden Härchen mit einem
Kuß, so zart und fein wie Blätterhauch und Blu-
menduft, mit einem Kuß, den nur junge Mütter
einmal ihrem Erstgeborenen geben können. Viel-
leicht hat mich auch mein Vater geküßt, viel-
leicht hat er mir nur ernst ins Gesichtchen ge-
blickt. Von hier aus bin ich einst zur Schule ge-
wandert und habe wohl nicht geglaubt, daß ich
in meinem Leben viel andere Wege gehen werde.
Und bin doch so viele und so weite gegangen.
Wäre ich immer hier geblieben, so würde ich
heute ein kleiner Beamter oder ein Lehrer sein
und am Abend meinen Schoppen trinken und
über Hinz und Kunz reden und würde staunen
über meine Stadt, wie sie ihre Glieder reckt und
dehnt und langsam wächst und größer wird. Und
wenn sie in der Hauptstraße eines jener alten
Häuser niederreißen, die nur mehr hier und dort
so bescheiden dastehen, als schämten sie sich, so

klein und so alt zu sein, so wärs mir nicht wehmütig ums Herz, sondern ich würde mich stolz darüber freuen. Dann begegnet mir wohl ein Bekannter, schüttelt mir die Hand und fragt mich, wie mir's geht und meinen Vettern und Basen und Tanten und Onkeln. Alles in einem Zug, in einem Satz. Dann geht man nach Hause und erzählt: »Du, ich habe den und den getroffen, und er hat sich nach euch allen erkundigt.« Dann ist auch schon der Abend ausgefüllt und nach zwei Stunden weiß ich, daß der, der mir heute in den Weg kam, sich für ein Mädchen interessiert, das kein Geld besitzt, und daß seine Schwester alle Abende auffällig von einem jungen, blonden Offizier begrüßt wird, daß sein Bruder, der Leutnant, Schulden hat, und ein entfernter Cousin von ihm unten in Wien lebt und ein Lump ist. Und endlich ist er selbst einer. Und nur ein paar Schritte weit, um die nächste Ecke, das dritte oder vierte Haus in der Gasse, da erzählt mein Bekannter wieder, daß er mir begegnet ist. Und nun ergeht mirs gerade so, wie es ihm vor ein paar Augenblicken ergangen ist. Aber wenn wir uns nächstens wieder in den Weg kommen, grüßen wir uns sehr freundlich, denn wir sind wohlerzogen, aus guter Familie und artige junge Männer von soliden Grundsätzen.

Wie man in einer kleinen, stillen Stadt so lebhaft träumen kann, wenn man auch nur einen simplen Abendspaziergang macht. Ich bin ja hier nur auf wenige und flüchtige Stunden zu Gaste, niemand kennt mich mehr, mich, den Verschollenen und Vergessenen.

Was wohl alle die Buben machen werden, mit denen zugleich ich vor so langer Zeit jauchzend aus dem Schultor stürmte? Zerstreut in alle Winde! Doch, wer weiß? So mancher wird an der heimatlichen Scholle kleben geblieben sein. Hier betrachtet man es ja noch als ein Wagnis, weiter zu gehen, als daß man nicht vor Einbruch der Nacht wieder zu Hause wäre in seinem warmen Nest. Was wohl aus den Buben geworden sein mag? Kleine Geschäftsleute, kleine Beamte, Arbeiter. Einer oder der andere hat wohl auch studiert. Vielleicht geht gerade jetzt einer an mir vorüber, der einst mit mir am Spielplatz am lautesten umhertollte. Es dämmt, und die Leute beschleunigen ihre Schritte. Natürlich, ihr Tagewerk ist getan, jetzt sind sie müde und abgehetzt und sehnen sich nach ihrem Heim. Mancher hat wohl schon geheiratet, und wenn er in die helle, warme Stube tritt, krabbelts aus irgend einer Ecke auf ihn zu, und er hebt das kleine Ding, das die Händchen nach ihm ausstreckt, in die Höhe,

ziehts dann an die Brust und küßt's recht herzlich ab.

»Baurer!«

Ein ruhiges, stilles Leben mit jenen unvermeidlichen Sorgen, an denen der Alltag so reich ist, an die man sich aber so leicht gewöhnen kann, ein ganz simples Leben. Zuerst etwas lernen, dann etwas verdienen, dann heiraten, dann Kinder haben und diese heranwachsen, sich bemühen und verdienen sehen, dann ein paar ruhige Jahre noch, und der Ring kann sich schließen. Das war einmal auch für mich so bestimmt gewesen, wenigstens von allen meinen tugendfesten Verwandten. Aber da hat dann der und jener hineingepfuscht, und schließlich habe ich meinen Willen durchgesetzt. Mir klingen die Ohren noch jetzt davon, es war ein Empörungsruf schöner Seelen.

Nun geht aber schon niemand mehr in den Seitengassen. Ich suche also den Korso auf, schreite zwischen den vielen Menschen langsam dahin und gebe sorgsam acht, daß ich dabei niemandem auf die Fersen trete. Die vielen beleuchteten Geschäfte machen die Straßen hell, hin und wieder werfen sogar elektrische Lampen ihr hartes, weiß-blendendes Licht auf den Bürgersteig. Es ist hier zwischen sieben und acht Uhr abends

ein Stück Großstadt. Nur das viele Grüßen verrät, daß zehn Minuten weiter draußen an Stelle der Häuser rechts und links Pappeln an der Landstraße stehen. Die Herren haben fast immer den Hut in der Hand und die Damen nicken nach allen Seiten. Vor mir gehen sachte zwei noch junge Menschen durch das Gedränge. Sie grüßen niemanden und achten auf niemanden. Gewiß, die beiden sind hier ganz fremd. Er trägt einen langen Mantel und einen weichen, grauen Hut, sie ist schlank und blond, ihr Kleid einfach, aber elegant. Ein feiner Duft von englischem Violett, den ich an schönen Frauen so sehr liebe, quillt aus seinen Falten. Er drückt verstohlen ihren Arm, und sie sprechen zu einander in gedämpften Tönen. Sie müssen sich viel zu sagen haben, denn sie sprechen fort und fort, aber ohne Erregung, ruhig, fast langsam. Ich verstehe kein Wort, aber ich weiß, was sie reden. Ich lese es aus allen ihren Bewegungen, aus dem weichen Fluß der Kleider, und ich freue mich, daß die beiden hier fremd und unbekannt sind, wie ich, und ich segne ihr Glück und ihre Jugend.

Vor dem großen Kaffeehause mache ich Halt, kehre um und schlendere heimwärts, das heißt auf mein Zimmer im »Schwarzen Adler«. Auf dem großen Platz der Stadt ist schon alles still.

Riesig wächst die marmorne, gewundene Mariensäule in den nächtigen Nebel hinein. Als ich noch einen kleinen Umweg durch eines der engen und finsternen Seitengäßchen machen will, schließt man schon mit den alten, schweren Schlüsseln geräuschvoll die Tore. Ein roter Schein erfüllt mein Zimmer, alle Gegenstände silhouettierend, verleiht er dem Lichte Ton und dem Schatten eine zarte, verständliche Sprache. Eine laue Luft legt sich um Stirn und Augen. Langsam kleide ich mich aus, zünde die Lichter an und trete vor den Spiegel hin. Als ich von dieser Stadt fortzog, war ich so klein, daß ich damals, selbst auf den Fußspitzen stehend, kaum hineingeguckt hätte, und heute liegt ein weißer Reif auf meinen Haaren. Jetzt will ich noch einige Briefe schreiben. Vorher trete ich aber ans Fenster und blicke über ein niedriges Gebäude hin auf den Strom, der langsam im Dunkel dahinrollt. Jetzt kündet's die Zeit von den Türmen, eine Uhr nach der andern. Und nun wandeln Traum und Märchen durch die Gassen und schlingen weiche Hände um mein Haupt. Ich will mir diese Erinnerung rein bewahren, lösche die Lichter aus und, in einen alten, weichen Lehnstuhl versunken, starre ich in die erlöschende Ofenglut. Aus ihrer Wärme strömt eine köstliche Einsamkeit in mein

Herz, die mir den Tag schön und friedvoll beschließen hilft.

Ich habe mir zum Bahnhof ein gedecktes Wägelchen bestellt, denn die Luft ist rauh und für einen Genesenden wenig bekömmlich.

Anstatt des leichten Wagens kam aber ein alter, viersitziger Landauer angerumpelt, ein Unge-
tüm, wie man sie in längst vergangenen Zeiten baute, in den Zeiten der tiefen Keller und der gleich Speichern geräumigen Dachböden, der stillen, kühlen Hausflure und der steilen, engen und gewundenen Treppen. Der Wagen war mit blauem Rips ausgeschlagen und hatte seitwärts an den Türen winzige, erblindete Fenster, die kaum für eine Katze genügend Licht und Luft eingelassen hätten. Dafür war aber in der ganzen Breite der Rückwand oberhalb der gepolsterten Sitze bis zur Decke hinauf eine große Glasscheibe eingefügt, die den Reisenden einen steten und durch nichts gestörten Ausblick auf den Rücken des am Kutschierbocke Sitzenden gewährte. Die Bespannung bestand aus zwei kräftigen Pferden mit ziemlich starkem norischen Bluteinschlag. Aber sie waren einander völlig ungleich. Der Sattlige, ein kräftiger Braun, mir voller Croupe

und breitem, in der Mitte etwas gesenktem Rücken, der Handige, ein Eisenschimmel, ein älteres Tier mit trüben Augen und melancholisch gesenktem Kopf. Ich bestieg den alten Kasten, machte mir's darin so bequem, als es eben anging, wickelte mich in meine Reisedecke, und so trotteten wir hinaus in die herbstliche Landschaft.

Rechts und links dehnten sich Brachland und weite Stoppelfelder, durch die krächzende Raben stelzten. Die kleinen Buchenwälder an den sanften Hügelabhängen prangten in gelben und roten Farben und stachen wie buntgekleidete Menschengruppen aus einer großen, dunklen Masse von den weiten Fichtenforsten ab, die sich meilenweit in ihrem Rücken ausdehnten und da und dort ihre Ausläufer bis in die Ebene an den Rand der Felder und Wiesen erstreckten. Herbstfäden irrten durch die Luft und schlangen sich um meinen Hut. Noch lag eine kraftlose, matte Sonne auf den Geländen, ab und zu verbargen graue Wolken das Gestirn. Aus deren Schoß fielen wallende Schleier zur Erde nieder, in den Mulden und in den seichten Einschnitten der Bäche und Feldgerinsel brauten und wogten weißliche Nebelmassen. Ein schwerer Lastwagen fuhr langsam und knarrend an uns vorbei, ein alter Bauer mit

einem Haselstecken und einem roten Tuch, in das etwas eingeknüpft war, in der Hand begegnete meiner Kalesche. Ueber die Sturzäcker ging ein Jäger, die Flinte über der Schulter, von seinem wedelnden Hunde gefolgt. Beide wurden immer kleiner, immer grauer und schattenhafter, je tiefer sie in die Nebel hineinschritten. Ein feiner Regen löste sich aus den Wolken, ein durchdringender Herbstregen, der seinen feuchten Hauch überall hinsandte. Der Wind strich scharf durch die Erlen und Haselstauden an den Bächen und schüttelte die letzten, dünnen Blätter von den Obstbäumen, die an den Feldrainen und an den Wegen, die zu den Bauerngehöften führten, ihre triefenden Aeste emporstreckten, und trübe und schwer sank der Rauch der Herdfeuer aus den Schloten auf die Dächer herab und vermischte sich mit dem Nebel und den herniederrieselnden Tropfen.

Ein seltsames Gefühl wandelt mich an. Es ist mir, als gingen Dinge vor sich, die mich überraschen und unvorbereitet treffen würden. Jenes Bangen der Neurastheniker beherrscht mich ganz und gar, die, wenn sie eine Zeitlang vom Hause fern waren, von der Vorstellung befallen und gefesselt werden, nun müßten ihrer unangenehme Dinge harren, ein unvorhergesehenes

Unglück, Verluste, die sie bitter betreffen würden, oder Briefe mit Hiobsbotschaften. Und dennoch treibt es mich mit Macht heimwärts. Die Pferde trotten aufreizend langsam und gleichmütig dahin, und der Kutscher, bis zur Nase in seinen Lodenmantel eingewickelt, hält die Zügel lose und pafft dicke Tabakswolken aus seiner Pfeife. Endlich, endlich bin ich da. Ich stürme über die Treppen hinauf in mein Zimmer, mache mit vor Erregung zitternden Händen Licht, und suche auf dem Tische an der Stelle, wo man sonst immer alle für mich bestimmten Postsendungen aufstapelt. Zeitschriften, belanglose Nachrichten, der Preiskatalog einer Sämerei und Blumenzuchtanstalt, sonst nichts. Ich wasche mir den Reisedaub vom Leibe, wechsle die Kleider, stecke einige Kleinigkeiten zu mir, die ich für Hans und ihre Mutter mitgebracht habe, und will den Rest des Abends in einem trauten Kreise stiller Häuslichkeit verbringen, in einem altmodischen Zimmer an einem runden, weißgedeckten Tische, über den eine Hängelampe ein sanftes Licht ausstrahlt. Ach, es ist zum letztenmal. Morgen mit dem Mittagszuge will ich nach Wien reisen.

Vielleicht bleibe ich gar nicht lange dort. Ich fühle mich noch nicht kräftig genug für all die Hast und Unruhe, die mich erwartet. Ich kenne

so manchen stillen Winkel im Quarnero, so manches liebe Nest in Italien, wo eine mildere Sonne selbst im Winter das Herz erwärmt, und das Meer, das leuchtende, lachende Meer an zernagten Klippen vorüberrauscht und seine ewigen Melodien singt, seine Grüße an den allumspannenden, blinkenden, goldenen Sternenhimmel, der sich wie ein prunkender Baldachin über ihm wölbt. Nein, nichts von Wagengewirr und Straßenlärm, von Theatern und albernen Bällen. Ruhe und Sonnenschein und milde Luft will ich eintauschen gegen Unrast und trübe Nebeldämmerung.

Ich öffne die kleine Gartenpforte. Es ist ganz still, nur dürre Blätter rascheln unter meinen Tritten. Der Mond hat sich versteckt, es ist stichdunkel, aber blind finde ich den Weg, den ich so oft gegangen bin. Aus den verhangenen Fenstern blinkt freundlich Licht und lockt in die behagliche, warme Stube. Ich klopfe an, und bald wird mir die Aufforderung, einzutreten. Aber es scheint mir nicht alles wie sonst, Hans ist blaß, und ihre Augen sind trüb, als hätte sie lang und bitterlich geweint, und Frau Wörner seufzt auf, als sie mir die Hand reicht, und sieht tiefbekümmert drein. Nur der kleine Hund ist fröhlich,

strebt schweifwedelnd an mir empor und vollbringt ein lautes Gekläff. Darüber erwacht der Zeisig in seinem Bauer und stößt ein leises, erschrockenes Zip aus. Ich beginne meine Sachen auszukramen und bitte meine Freundinnen, eine kleine Erinnerung an den Scheidenden anzunehmen. Als ich an Johannas Finger einen schmalen Spitzring stecke, in dem ein rundlicher Opal von kleinen Perlen umgeben schillert, birgt sie den Kopf an meiner Brust, ihre Finger krampfen sich an meinen Achseln fest und ihr Leib zittert vor verhaltenem Schluchzen. Ich versuche ihr Haupt aufzuheben, aber mit sanfter Gewalt gelingt es mir nicht. Und nun ahne und weiß ich mit einemmale alles. Draußen herrscht der Herbst im Lande, der Herbst, der die Früchte bringt, die man im Sommer gezogen hat. Und bald wird der Winter kommen mit seinen langen Nächten und seinem tiefen Schnee. Aber dann wird es Frühjahr werden. Die Drossel pfeift vom Schlehdorn, der wie in einen bräutlichen Schleier gehüllt da steht, die Goldammern singen, die Schwalbe ruft »Kiwit, Kiwit«, und die Wiesen werden sich ihres falben, zerschlissenen Kleides schämen und es rasch mit Veilchen und gelben Butterblumen, mit rosa-weißen Monatsröschen und blauen Ver-

gißmeinnicht besticken lassen. Und dann werden die Tage wieder lang, und die Luft zittert in heißen Wellen und ein neuer Sommer ist da. So ist es wohl überall und zu allen Zeiten gewesen.

Ich streichle ihr Haar, und endlich hebt sie ihr Haupt und zeigt mir ein tränenfeuchtes, fast verstörtes Antlitz.

Johanna, ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich.

Und ich küsse sie lang und innig.

Als wir uns zum Mahle niedersetzen, löst sich langsam der Alp, der vorher die Gemüter bedrückt hatte. Es kommt ein Gespräch in Fluß, und da man ein Lieblingsgericht von mir aufträgt, entwickle ich einen Appetit, der selbst Frau Wörner für einen Rekonvaleszenten lobenswert erscheint. Man serviert schwarzen Kaffee, und ich beginne zu träumen und Gedanken zu spinnen. Ein Gefühl wunschloser Behaglichkeit nimmt von dem ewig unbefriedigt Wünschenden Besitz. Ich sehe mich, wie ich mich in Sturm und Regen mit meinem Paraplui in der Hand tapfer durch ein winddurchtostes Gäßchen hindurcharbeite und den heimischen Penaten zustrebe. Und zu Hause erwarten mich eine warme Stube, ein schmackhaft Abendbrot und wohl gar das vom Titelkopfe der Familienblätter her wohlbekannte

Philister-Trio: Schlafrock, Pantoffeln und Pfeife. Ein flachshaariges Dirnlein sitzt ruhig und sittsam auf seinem Stühlchen und blättert mit altkluger Miene in einem großen, bunten Bilderbuche, in dem Hahn und Henne, Gänse, Enten und Tauben, Pferd, Hund und Katze getreulich abkonterfeit sind. Ich lasse meinen braunlockigen Buben auf meinen Knien reiten, er bläst in eine Trompete und hat eine Schnur über mich geworfen. Er ist der Postillon, und ich bin sein Pferd. Am Boden hat er seine Peitsche liegen lassen. Ein putziger, junger Dackel zernagt eifrig den Stiel und zerfranst die geflochtenen Strähne. Wenn sich der Kleine den Schaden besehen haben wird, wird er heulen. Ich werde ihn ein wenig barsch zur Ruhe verweisen, Johanna wird meinen, ich hätte keine Ahnung, wie man mit Kindern umgehen müsse, und wir werden uns gegenseitig ausschelten und herumzanken.

Ich lächle leise, und meine Hand spielt mit dem feinen Glase, in dem dunkler Rotwein schimmert. Das Licht der Lampe bricht sich in den Facetten und fällt durch den Trank. Der leuchtet nun wie flüssiger Rubin. Von meiner Zigarette steigt bläulicher Rauch in kleinen Kringeln auf, die Lampe surrt, Johanna räumt fast lautlos den

Tisch ab, und Frau Wörner häkelt an einem braunen Wolltuche.

Mein Sommer ist zu Ende.